

Weißeritz-Zeitung

Tageszeitung und Anzeiger für Dippoldiswalde, Schmiedeberg u. U.

Älteste Zeitung des Bezirks

Dieses Blatt enthält die amtlichen Bekanntmachungen der Amtshauptmannschaft, des Stadtrats und des Finanzamts Dippoldiswalde

Anzeigenpreis: Die 46 Millimeter breite Millimeterzeile 6 Rpf.; im Textteil die 93 Millimeter breite Millimeterzeile 18 Rpf. Anzeigenschluß: 10 Uhr vormittags. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 4 gültig

Nr. 215

Sonnabend, am 14. September 1935

101. Jahrgang

Oertliches und Sächliches

Dippoldiswalde. Der gestrige Tag hatte viele nach der Höhe des Steinbruches gelockt, wo der Stadt am nächsten, Mandövertruppen des „Regiment Göring“ lagen. Andere wieder wanderten nach Oberhäslich oder nach der Quohrener Rippe und trafen auch dort Truppen an. Ihr Warten wurde freilich auf eine lange Probe gestellt, denn erst am frühen Morgen entwickelte sich das Manöver erst zu späterer Stunde. Mit Einbruch der Dunkelheit ging die Truppe in neue Stellungen und die ganz Unentwegten kehrten in ihr Heim zurück.

Dippoldiswalde. „Ar. Ni“-Lichtspiele. Nach dem Land der Boorniaten, an die Grenze, wo Abend- und Morgenland sich scheiden, führt uns der neue Film „Blutsbrüder“. Es ist das Land voller landschaftlicher Schönheiten, bewohnt von einem Stamm, der an alten Sitten und Gewohnheiten festhält. In voller Blüte stehen allerdings noch Aberglaube und Hexenwelen. Das ist der Hintergrund des Geschehens, in dem die Eifersucht zwischen den beiden Blutsbrüder aufspannt. Spannend ist das Drama, das sich in diesem Film abspielt. — Viel Geduld und Ausdauer (die aber reichlich lohnt) würde an die Kameraleute gestellt bei Aufnahme des Tierfilms „Wilde Schwäne“. — Tollig ist auch der Puppenfilm „Schi Heil!“ — Sehr umfangreich und interessant ist wieder die Ufa-Tonwoche. Sie bringt Aufnahmen von sportlichen Ereignissen, von nationalsozialistischen Aufmärschen, von Mussolinis Kriegsvorbereitungen gegen Abessinien, dem Brennpunkt des Weltgeschehens der Gegenwart, und von im Mittelpunkt der jetzigen Völkervereinigung stehenden Persönlichkeiten.

Am Donnerstagvormittag gegen 1/410 Uhr ereignete sich, wie die Kriminalabteilung Freiberg mitteilt, auf der Staatsstraße Dresden—Frauenstein an der Einmündung der Straße von Klingenberg ein Zusammenstoß zweier Personenkraftwagen. Die Erörterungen ergaben, daß ein kleiner Personenkraftwagen eines Reinholdshainer Einwohners, von Klingenberg kommend, rechts in die vorgenannte Staatsstraße eingebogen war, und in demselben Augenblick ein Dresdner Einwohner mit seinem größeren Personenkraftwagen in Richtung Frauenstein gefahren kam. Da der letztere an der unübersichtlichen Straheneinmündung anstatt vorschrittsmäßig rechts, auf der Mitte der Straße fuhr, erfolgte der Zusammenstoß beider Fahrzeuge. Dieser war derart heftig, daß der Dresdner Kraftwagen sofort um seine eigene Achse gedreht und umgeschleudert wurde. Glücklicherweise haben die Insassen des Wagens, der Besitzer und seine Ehefrau, nur leichte Verletzungen erlitten. Beide Wagen wurden erheblich beschädigt. Die Erörterungen zur Klärung der Schuldfrage sind noch nicht endgültig abgeschlossen.

Sicherung der Wegübergänge nun auch bei Schmalpurbahnen. Im Hinblick auf den stark angewachsenen Kraftwagenverkehr ist eine soeben ergangene Verordnung des Reichsverkehrsministers von großer Bedeutung, die eine Aenderung der Bauordnung für Bahnanlagen und Fahrzeuge der Schmalpurbahn des allgemeinen Verkehrs bringt. Die neue Verordnung bildet allgemäÙ eine Ergänzung der vor einiger Zeit ergangenen Neuordnung der Eisenbahnbau- und Betriebsordnung sowie der neuen Bestimmungen über die Eisenbahnsignale. Auch bei den Schmalpurbahnen werden die Sicherheitsbestimmungen ausgebaut. Dabei ist besonders hervorzuheben, daß nunmehr die Vorschriften für Wegübergänge auch für Schmalpurbahnen gelten.

Schifersdorf. Die Ortsgruppenverwaltung der Deutschen Arbeitsfrontverwaltung (e. V.) hatte für Freitag, 13. September, nachmittags 3 Uhr, Mitglieder und Gäste zu einer erweiterten Mitgliederversammlung im Gasthaus „Seeblick“, Paulsdorf, eingeladen. Wenn man man dem Rufe gefolgt. Ortsgruppenwarter Alfred Dösch, begrüßte alle erschienenen Kameradinnen und Kameraden. Des verstorbenen Mitgliedes Wilhelmine Soupe wurde ehrend gedacht. Unterkreiswarter Welfel Dippoldiswalde, überbrachte die Grüße der Bauverwaltung und sprach über das Thema: „Unsere allgemeine Lage“. Am Schluß sprach er den Wunsch aus, daß alle Kameradinnen und Kameraden der Organisation die Treue halten und weiter für die Belange der Arbeiter und die Arbeit am Volksganzen eintreten. Ortsgruppenwarter Dösch dankte dem Vortragenden für seine trefflichen Ausführungen. Einige interne Angelegenheiten wurden besprochen. Großen Anhang hat die letzte Autosparte gefunden und es wird wieder fleißig geparkt, um im nächsten Jahre wieder fahren zu können. Drei Kameraden sind zum Urlaub eingereicht worden. Ueber die Urlaubserfrage sprach noch in ausföhrlichen Worten Kam. Welfel, ebenso über den Stand der Invalidenversicherung. Mit dem Gedanken an den Führer wurde die Versammlung geschlossen.

Glashütte. Der Vorsitzende des Jütkerereins, Voigt, welcher am Freitag wegen Beförderung von Noten mit seinem Motorrad unterwegs war, verunfallte im oberen Mühlgraben.

Der Führer an die Politischen Leiter

Aufmarsch auf der Zeppelinwiese

Rundgebung der Politischen Leiter

Am Nachmittag des 4. Tages des Reichsparteitags traten die Politischen Leiter in Stärke von 100 000 Mann auf der Zeppelinwiese zum Appell vor dem Führer an. In Zwölfreihen zogen die Politischen Leiter in 24 Marschsäulen mit klingendem Spiel auf das Feld. Jubelnde Begeisterung empfing den Führer, der zunächst in das Zeit fuhr und dann in Begleitung der Reichs- und Gauleiter und der Hauptamtsleiter der Reichsleitung durch die breite Straße zum Führerturm schritt. Als der Führer den Turm der Haupttribüne erreicht hatte, begrüßten ihn die politischen Soldaten mit einem dreifachen Sieg-Heil, in das die mehr als 150 000 Zuschauer begeistert einstimmten.

Unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches zog dann über die Treppe der Gegentribüne der Wald der 20 000 Fahnen in neun breiten Gruppen in die zwischen den einzelnen Säulen frei gelassenen Gassen ein. Der Anblick des großen Fahnenwaldes zwischen den braunen Marschsäulen und den mit Menschen besetzten Zuschauertribünen vor der grünen Kulisse des Stadtwaldes riß die Massen zu spontanen Beifallsstürmen hin.

Dr. Ley

tritt neben den Führer auf das Podium und spricht kurze Worte des Dankens für die Befallenen der Bewegung, für die Toten des großen Krieges und für die Opfer der Arbeit. Das Lied vom Guten Kameraden erklingt unter leiser und dann immer mehr anschwellendem Trommelwirbel. Die Fahnen senken sich, die Hunderttausende erheben sich von ihren Plätzen und weihen den Toten einige Minuten stiller Andacht.

Dann meldet Dr. Ley dem Führer die aus allen deutschen Gauen erzielten politischen Leiter.

Mein Führer! Hier sind Männer aus allen deutschen Gauen, aus dem Norden und Süden, dem Westen und Osten. Hier sind Männer aus allen Berufen und Schichten

und Klassen, der Arbeiter neben dem Bauern, der Künstler neben dem Handwerker. Hier sind Männer aus Deutschland, geeint durch Sie, mein Führer. Durch Ihren Glauben sind diese Männer fanatisch durchpumpt, und diese Männer hören vor einem Jahr Ihren Befehl, der da lautete: „So wollen wir an diesem Abend auf diesem weiten Feld uns und dem Volke das Gelübnis geben, an uns selber weiterzuarbeiten, damit wir uns besser machen, damit das Volk in uns seine wahre Führung sehe!“

Mein Führer! Das haben diese Männer und wir alle getan. Wir haben gearbeitet und gekämpft dieses Jahr. Und diese Männer und wir alle, draußen die Millionen, die in dieser feierlichen Stunde diesen Appell miterleben, erwarten Ihre Befehle für das Jahr und die Parole, die Sie uns geben werden.“

Nach den Worten des Reichsorganisationsleiters Dr. Ley wendet sich

Der Führer

unter atemloser Stille an seine alten und jungen Mitkämpfer aus der politischen Organisation. Schon nach dem ersten Sähen seiner zu Herzen gehenden Worte brausen dem Führer stürmische Heil-Rufe entgegen, die sich über das ganze riesenhafte Feld wie eine gewaltige Woge ergießen. Als er am Schluß seiner Rede der wiedererstandenen Wehrmacht gedenkt, die nicht geschaffen sei, um anderen die Freiheit zu nehmen, sondern um die deutsche Freiheit zu schützen, erhebt sich ein unbeschreiblicher Sturm der Zustimmung.

Partei heißen wir uns und sind doch Deutschland! Deutschland in seinem neuen Willen, in seiner neuen Lebensauffassung, und auch in seiner neuen Tatkraft. Partei heißen wir uns, weil dieses Deutschland in dieser Bewegung, in diesen Menschen seinen geistigen und willensmäßigen Mittelpunkt besitzt.

Vor mir stehen jetzt nicht 150 000 oder 180 000 Leiter der Nationalsozialistischen Partei, sondern in Euch steht jetzt vor mir Deutschland, das deutsche Volk. Es ist für mich tief-

ausbreitete. Nur mit größter Mühe gelang es, die von dem Flammen bedrohten umliegenden Gebäude zu retten.

Aue. Den Verletzungen erliegen. Die vierzehn Jahre alte Tochter des Fleischermeisters Rödel, die in Oberschlema beim Ueberschreiten des Bahngleises von einem Zug erfasst und geschleift worden war, ist im Krankenhaus ihren schweren Verletzungen erlegen.

Böhmisch-Leipa. Zwei Tote bei einem Brand. In Straußnitz brach im Anwesen des in Leipa beschäftigten Wächters Karl Förster ein Brand aus. Das Haus samt der angebauten Scheune wurde vernichtet. Zur Zeit des Brandes befanden sich die vier Kinder des Besitzers, seine dreiundsiebzigjährige Mutter und ein fünfzehnjähriges Mädchen im Haus. Drei Kinder und das Mädchen konnten sich aus dem brennenden Haus retten. Die achtjährige Margarethe Förster und die Greisin kamen in den Flammen um. Außer der gesamten Ernte wurde auch die Hauseinrichtung ein Opfer des Feuers. Dem siebzehnjährigen Sohn gelang es, das Vieh zu bergen.

Das Wetter der Woche

In der verfloßenen Woche war das Wetter über Mitteleuropa in erster Linie durch zwei sehr kräftige Tiefdruckgebiete beeinflusst, die zwischen sich einen Hochdruckrücken aufwiesen, der sich gerade über Mitteleuropa erstreckte und bis ins Nordmeer hinaufreichte. Entsprechend dieser Lage der atmosphärischen Druckgebilde herrschte im Anfang der vergangenen Woche über Deutschland wenig bewölkt, beträchtliches Wetter, wobei allerdings die Temperaturen beträchtlich zurückgegangen waren. Gegen Ende der Woche setzte erneut Erwärmung ein. Was die Wetterlage anbetrifft, so ist für unser kommendes Wetter aller Wahrscheinlichkeit nach in erster Linie die über dem Atlantik liegende sehr kräftige Depression maßgebend. Für die Woche ist mit weiterer Abkühlung, größerer Veränderlichkeit der Winde und Niederschlägen zu rechnen.

Wettervorhersage des Reichswetterdienstes

für Sonntag: Ausgabeort Dresden
Bei mäßigen südwestlichen Winden zeitweise stark bewölkt. Temperaturen wenig geändert. Im allgemeinen trocken, einige kurze Regenschauer nicht ausgeschlossen.

Olbernhau. Fabrikbrand an der Grenze. In der unmittelbar am Bahnhof Deutsch-Neudorf jenseits der Reichsgrenze liegenden Holzwarenfabrik Wagner brach ein Großfeuer aus, das sich auf das ganze Gebäude

Aurort Dybin. Professor Heinrich Plagbender, der bekannte Dresdner Musikschritsteller und Komponist zahlreicher vielgelegener Männerchöre und Operetten, von denen seine bekannteste „Der Wahrheitsmund“ demnächst in Leipzig und Stralsund neu herausgebracht werden soll, vollendet am Freitag in bemerkenswerter Frische sein 75. Lebensjahr. Um allen Ovationen zu entgehen, war er in das idyllisch gelegene Landhaus Hubertus (Preßheim Dybin) geflüchtet, wo er seit einer Reihe von Jahren ständiger Gast ist.

Treuen. Der 13jährige Sohn eines Lengenfelder Einwohnens, der auf unrechtmäßige Weise in den Besitz einiger Sprengpatronen gekommen war, verlegte sich schwer, als er eine Patronen zur Explosion bringen wollte. Der Junge mußte dem Krankenhaus zugeführt werden.

Lengenfeld (Vogtland). Im zweiten Stockwerk der Wollwäscherei und Carbonisieranstalt Neuhütte von Gebrüder Lent, G. m. b. H. Neuhütte-Rodewisch entstand Freitag früh in der vierten Stunde ein Schadenfeuer, das in den umfangreichen Wollvorräten reiche Nahrung fand. Mit Hilfe von Rauch- und Gasmasken bekämpfte die Feuerwehr trotz der ungewöhnlich starken Rauchentwicklung erfolgreich den Brand, doch dürfte der Sachschaden sehr beträchtlich sein. Die Entstehungsurache bedarf noch der Erörterung.

Letzte Nachrichten

Sondertagung der Gauhschmeißter

Nürnberg, 14. September. Die Gauhschmeißter der Partei trafen am Freitag im Großen Sitzungssaal des Rathauses zu ihrer Sondertagung zusammen. In zweistündigen eindrucksvollen Ausführungen gab ihnen Reichschmeißter Schwarz ein umfassendes Bild von der Verwaltung und Finanzgebarung der Bewegung, indem er zunächst in einem geschichtlichen Rückblick die Entwicklung aus dem Nichts schilderte. Der Verwaltungsapparat begann bei dem Neuaufbau der Bewegung im Jahre 1925 mit nur fünf Räumen. Heute beansprucht der gesamte Verwaltungsapparat das Braune Haus in München. Allein die Reichschmeißtermeisterei umfaßt insgesamt 17 Ämter, die der Reichschmeißter eingehend und ausführlich in ihrer Bedeutung, rechtlichen Stellung und ihrer Wirksamkeit nach Innen und nach Außen behandelte.

Aus den grundlegenden Ausführungen des Reichschmeißtermeisters trat plastisch die Bedeutung seines Amtes und seines Wirkens im Rahmen der Bewegung und die Verantwortung hervor, die auf seinen Schultern ruht.

Die große Verantwortung gab den Worten des Reichschmeißtermeisters das Gepräge und fand lebhaften Widerhall bei den Gauhschmeißtern.

Sondertagung des NS-Studentenbundes

Nürnberg, 14. September. Der NS-Studentenbund, der auf dem diesjährigen Parteitag zum ersten Mal als besondere Gliederung der NSDAP auftrat, hielt im ehrwürdigen Katharinenbad am Freitag eine Sondertagung ab.

Reichsamtseiler Derichsweiler eröffnete die Tagung und gab als ersten Redner Reichsleiter Rosenberg das Wort.

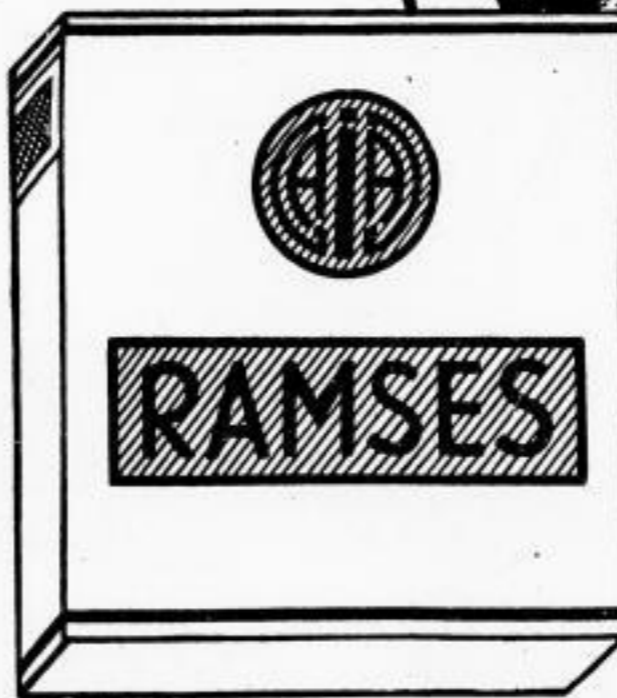
Seine Ansprache war ein Appell an das deutsche Gewissen der Hochschule und eine scharfe Kritik an den Leistungen der gleichgeschalteten Wissenschaft. Der nationalsozialistische Student sei ein Garant der wirklichen Erneuerung der deutschen Hochschulen.

Die weltanschauliche Ausrichtung des Studentenbundes werde an erster Stelle dazu beitragen, die Erfahrung an den deutschen Hochschulen zu beenden, und endgültig den Trennungsstrich unter Aufstellungen zu ziehen, die in das Reich des Mittelalters gehören. Dann nahm der Führer des NS-Dozentenbundes, Ministerialdirektor Dr. Schulze, das Wort. Seine Ausführungen waren ein Bekenntnis der Kameradschaft von Dozent und Student, die auf verschiedenen Arbeitsgebieten dem gleichen Ziele zustrebten.

Anschließend nahm Reichsamtseiler Derichsweiler das Wort zu einem Rechenschaftsbericht über das erste Jahr der Arbeit des neugegründeten NS-Studentenbundes. Insbesondere befaßte er sich mit den Verbands- und Korporationsfragen. Der endgültige Schlußtritt, so betonte der Redner, wird unter die Entwicklung durch eine Verfügung gezogen, die der Studentenbund herausgibt und die besagt, daß die am 1. November neu zur Hochschule kommenden jungen Studenten sich zu entscheiden haben, ob sie Angehörige des Studentenbundes werden oder einer Korporation beitreten wollen. Die Aufgabe des Studentenbundes sei es, den politischen Studenten zu schaffen, der die Idee des Nationalsozialismus nicht nur verstandesmäßig erfährt hat, sondern von dem Geist dieser Bewegung bis ins Letzte durchdrungen und immer bereit ist, sich einzusetzen für das deutsche Volk und seinen obersten Führer.

Eine offiziöse italienische Stimme zur Laval-Rede

Rom, 13. September. In Übereinstimmung mit der Jurisdiktion, die in hiesigen politischen Kreisen anlässlich der Ausführungen Lavals zur abessinischen Frage zu beobachten ist, meldet das halbamtliche „Giornale d'Italia“ in seiner Spätabendausgabe bereits die ersten Vorbehalte an. Wie Hoare, so habe es auch Laval unterlassen, die Stellung Abessiniens zu definieren. Welchen Beitrag leiste gerade Abessinien für die kollektive Sicherheit?, so fragt der Direktor des Blattes, und wie sei tatsächlich unter diesem Gesichtspunkt die Stellung Abessiniens, das nicht nur alle mit Italien geschlossenen Verträge gebrochen und seinen kolonialen Besitzstand bedroht habe, sondern auch die moralischen Grundsätze und mehr als einen Artikel des Völkerbundes, sowie sämtliche bei seiner Aufnahme in den Völkerbund übernommenen Sonderverpflichtungen verletzt habe. Dieser wesentliche Punkt müsse geklärt werden. Lavals Worte über die französisch-italienische Freundschaft seien aufrichtig und herzlich, und Italien nehme davon Kenntnis, indem es zugleich seinen Willen bekräftige, dieser Freundschaft einen tatsächlichen und lokalen Inhalt in bezug auf Gemeinsamkeit der Auffassungen und Interessen im Sinne der Zusammenarbeit und des gegenseitigen Vorteils zu geben. Die abessinische Frage stelle heute für Italien ein lebenswichtiges Interesse dar. Seine Bedeutung müsse nach drei wesentlichen Faktoren bewertet werden: 1. dem Expansionsbedürfnis Italiens; 2. den allgemeinen und besonderen Verhältnissen, die von Abessinien dagegen aufgerichtet worden seien und 3. dem Stand der kolonialen Besitzungen mit seinen krassen Ungleichheiten. Kein einziger dieser Faktoren könne vernachlässigt werden, ohne das Wesen des italienischen Problems zu fälschen und sich außerhalb seiner tatsächlichen Notwendigkeiten zu stellen. Bisher habe man hartnäckig auf diesem Fehler bestanden. „Diese berechtigten Ansprüche Italiens zufriedenzustellen“, wie es sich Laval vornehme, „bedeute also, diesen Fehler auszuscheiden, und die untragbaren Elemente des italienisch-abessinischen Konfliktes in ihrer Gesamtheit zu betrachten“. Laval könne jedoch nicht leugnen, daß der Fünferausschuß mehr an die beschleunigte Annahme einer im Voraus festgelegten Formel einer Scheinlösung gedacht habe als daran, zunächst einmal den Tatbestand im einzelnen und den Weg der dadurch gebotenen Lösung festzulegen.



Ich bleibe bei
RAMSES

*) Ramses Cigaretten sind seit Jahrzehnten berühmt wegen des guten Tabaks und des dick-runden Riesenformates.

Wir fanden zu einander

ROMAN VON KLOTHILDE V. STEGMANN.

(42. Fortsetzung.)

Dietrich lächelte. Aha, die beiden hatten nur herausbekommen wollen, ob er sie verstehe! Nun, er brauchte es ihnen ja nicht auf die Nase zu binden, daß er auch portugiesisch sprechen konnte. Er war ja lange genug in Südamerika gewesen und konnte Spanisch sowie Portugiesisch.

Aber mochten die beiden reden, was sie wollten, es interessierte ihn nicht. Er sah und vertiefte sich dabei weiter in sein Reisehandbuch. Plötzlich merkte er auf. Das Gespräch begann ihn doch zu interessieren. Die beiden redeten da über landwirtschaftliche Dinge.

Gespannt hörte er zu, ohne jedoch sein Interesse zu verraten.

„Also die Entgiftung der Lupine ist wirklich gelungen?“ fragte der Amerikaner, ein breiter Mann mit einem listigen, groben Gesicht. Der andere, der Dietrich deutsch angesprochen hatte, nickte lebhaft mit dem Kopfe.

„Ja, wohl! Es sind keine Versuche mehr nötig. Das heißt, ich habe dem dummen Kerl weisgemacht, daß wir in Südamerika ganz große Lupinenpflanzungen anlegen wollten, um das neue Verfahren endgültig auszuprobieren. Ich habe ihm gesagt, wir wollten heute zusammen von Hamburg aus nach Amerika reisen, John.“

Der mit John Angeredete lachte:

„Das scheint mir aber nicht der Weg nach Amerika, den wir hier machen, Bill.“

„Scheint mir auch. Wird ein erstauntes Gesicht machen, der gute Mann, wenn er im Hamburger Hotel vergebens auf mich wartet. Er braucht mich, aber ich brauche ihn nicht. Die Proben habe ich nämlich in der Tasche. Ein Millionengeschäft, John! Wir sind aus den Sorgen heraus. Was meinst du, was uns Amerika für diese Erfindung zahlt?“

„Na, dann wollen wir erst mal darauf eine ordentliche Kasse leeren“, sagte John und winkte dem Kellner.

Da traf sein Blick Dietrich. Der hatte zitternd vor Erregung zugehört. Was für ein Gespräch hatte er da belauscht? Diese beiden Gentlemen waren offenbar zwei ausgekochte Schurken, die irgendeinen anständigen Menschen um die Früchte seiner Arbeit pressen wollten.

Die Entgiftung der Lupine? Er wußte, was das volkswirtschaftlich bedeutete. Millionen konnte man damit für ein Volk gewinnen. Wer war dieser Mann, von dem diese beiden Halunken geredet? Vielleicht ein Deutscher? Er überlegte angestrengt. Man mußte eingreifen, mußte die

Polizei benachrichtigen, ehe diese Schurken da außer Landes waren.

Eine fieberhafte Erregung war in ihm. Hastig stand er auf. Er mußte den Zugführer sprechen.

„Oh, Sie wollen schon schlafen gehen?“ fragte der Deutschamerikaner.

Da verriet sich Dietrich. Er antwortete nicht, er streifte den Fragenden nur mit einem so drohenden Blick, daß der zusammenzuckte.

Er wandte sich ab und ging schnell aus dem Speisewagen. Er lief fast durch die Gänge des Zuges, stieß an Menschen, stolperte über Koffer, die noch nicht in den Abteilen verladen waren, aber er kümmerte sich nicht darum.

„Wo finde ich den Zugführer?“ fragte er hastig den Schaffner, der ihm entgegenkam.

„Was soll's denn, Herr?“

„Fragen Sie nicht, bringen Sie mir lieber den Zugführer! Hier im Zuge sind ein paar Verbrecher. Ich habe sie belauscht. Wir müssen sie fassen.“

„Na, da kommen Sie mal!“

Der Schaffner ging eilig neben Dietrich durch die Gänge. Es war ein langer Zug. Es dauerte eine Weile, ehe sie im Zugführerabteil angelangt waren. In kurzen Worten verständigte Dietrich von Veltheim den Beamten. Der machte ein bedenkliches Gesicht:

„Alles schön und gut, Herr. Aber auf welche Legitimation soll ich denn da was unternehmen? Wenn das nicht stimmt, was Sie vermuten, dann sitze ich eilig in den Kesseln.“

„Auf meine Verantwortung werden Sie handeln!“ verlangte Dietrich gebieterisch. „Wir dürfen die beiden nicht laufen lassen. Es kann unermesslicher Schaden für das Vaterland entstehen — wir müssen etwas unternehmen.“

„Na, dann wollen wir erst einmal die beiden Herren verhören“, entschied der Zugführer. Er eilte mit Dietrich den Weg zurück in den Speisewagen.

Der Platz der beiden Amerikaner war leer. Der Speisewagenkellner erklärte, sie hätten unmittelbar nach Dietrich den Raum verlassen. Man durchsuchte den ganzen Zug. Es war keine Spur von den beiden zu entdecken. Sie mußten auf einer Station, auf der der Zug inzwischen gehalten, ihren Wagen verlassen haben.

„Die kriegen wir schon“, sagte der Zugführer zuversichtlich. „Wir haben ja Zugtelefon hier. Ich mache sofort Meldung an die nächste Station. Von dort aus geht die Meldung weiter an das Polizeipräsidium Berlin. Die beiden werden uns schon noch kommen.“

Sehr nachdenklich sah er weiter. Er zog sich in sein Schlafwagenabteil zurück. Es war schon spät geworden, aber es geht ihm nicht, zu schlafen. Das Gehörte hatte ihn zu sehr bewegt. Sogar der Gedanke an Marlen trat in den Hintergrund. Endlich aber schloß er doch ein.

Zweilundzwanzigstes Kapitel.

Als er erwachte, lagen die Berge der Schweiz mit ihren schneebedeckten Spitzen und ihren grünen Matten im ersten Morgenglanz vor ihm. Immer weiter fuhr der Zug durch dunkle Tunnel, über Brücken, unter denen glasiges Bergwasser schäumte, an schroffen Felsenhängen vorbei. Dann kam der Tunnel von Airolo. Und dann war die Welt verändert. Südlüche Landschaft breitete sich in voller Pracht aus. Die ersten blauen Seen des Tessin schimmerten. Auf den Stationen hörte man neben Deutsch schon die weichen Laute des Italienischen.

Endlich fuhr der Zug in Locarno ein. Dietrich beugte sich aus dem Fenster. Er sah schon von weitem in der hellen Sonne Karlas zierliche Gestalt in einem weißen Kleide, neben ihr Langgisser.

Herzlich begrüßte er die beiden. Forschend sah Karla in Dietrichs Gesicht. Wie elend er ausah! Auch Langgisser war mit Dietrichs Aussehen nicht zufrieden.

„Ich glaube, Sie sind mir als Patient zu schnell davongelaufen, lieber Graf. Von der schönen Erholung sieht auf Ihrem Gesicht nicht mehr viel geschrieben.“

Dietrich zuckte müde die Achseln:

„Es liegt auch zuviel zwischen dem Damals und dem Heute, Doktor.“

Langgisser und Karla sahen sich bedeutungsvoll an.

„Es ist Zeit, daß du hergekommen bist, Dieh!“ Karla drückte herzlich die Hand des Freundes, der jetzt neben ihr im Wagen saß, während Doktor Langgisser ihr gegenüber Platz genommen hatte. „Wir müssen uns gründlich aussprechen, dann wird alles besser werden.“

Dietrichs Gesicht verschloß sich herb. Karla hatte immer noch ihren schönen Glauben. Wenn er ihr erzählen würde, was er erlebt hatte, würde sie sehen, es war alles hoffnungslos. Es gab nichts mehr zu klären, es konnte nichts mehr besser werden.

Doktor Langgisser hatte sich für den Nachmittag frei gemacht. Es drängte ihn, mit Dietrich und Karla zu sprechen.

Hauptmann Bedenroth war enttäuscht und verärgert:

„Da kommt nun endlich der Dietrich hier herunter, und man denkt, man kann einen ordentlichen Männertrunk zusammen tun und einen richtigen deutschen Stat dreschen — ja, Bustruchen! Da belegt ihr ihn schon wieder mit Beschlag.“

„Nicht böse sein, Väterchen“, schmeichelte Karla und küßte den Vater. „Du weißt ja, unsere Sorgen mit Marlen und Dietrich — wir müssen die Geschichte wieder ins Lot bringen.“

Da war Hauptmann Bedenroth besänftigt. Wenn diese blödsinnige Geschichte wieder in Ordnung kam, da wollte er gern auf seinen Stat verzichten. Karla eilte ihrem Verlobten nach, der schon mit Dietrich in sein Arbeitszimmer vorausgegangen war.

Wir fanden zueinander

ROMAN VON KLOTHILDE V. STEGMANN.

(43. Fortsetzung.)

„So“, meinte Langgisser, nachdem er Karla zärtlich auf einen recht bequemen Sessel geleitet hatte, „nun kann's losgehen. Nun sagen Sie mir um Gottes willen, Graf, was ist zwischen Ihnen und Frau Marlen? Ich kannte ja Frau Marlen schon, ehe ich wußte, wie innig sie mit meiner Karla befreundet ist. Und ich kann Ihnen sagen: Ich habe nie ein anständigeres, gütigeres und weiblicheres Wesen kennengelernt als Marlen Norda. Die Anwesenden sind natürlich immer ausgenommen“, fügte er zärtlich hinzu und küßte Karla die kleine Hand.

Dietrich erhob sich mit einem Auf. Seine Stirn war finster gefaltet. In seinen Augen leuchteten Schmerz und Empörung.

„Tut mir leid, daß ich Ihre Menschenkenntnis anzweifeln muß, lieber Doktor! Auch ich habe einmal so von Marlen gedacht, aber ich bin schnell eines Besseren belehrt worden. Marlen hat mich um äußerer Vorteile willen geheiratet, obwohl sie nicht einen Funken Liebe für mich empfindet. Und damit nicht genug: Sie hat sich nicht einmal geschämt, meinen Namen zu verunglimpfen. Sie liebt einen andern Mann und wagt, diese Liebe vor aller Öffentlichkeit zu zeigen. Schweigen Sie, ich habe Beweise! Ich habe selbst mit eigenen Augen gesehen, wie Marlen sich gestern in zärtlichster Weise von einem jungen Mann verabschiedet hat — von ihrem Geliebten“, fuhr er heiser fort. „Ich habe gesehen, wie die beiden sich geküßt haben, wie sie ihm Blumen zum Abschied schenkte, wie er sie bat, mit ihm zu reisen. Und wie sie sagte, daß sie nicht, denn sie wäre ja nicht frei. Ach, genug, genug...“ Er machte eine Gebärde des Ekels. „Wollen Sie nun noch Marlens Partei halten?“

Langgisser sah Karla erschrocken an. Alles, was Dietrich sagte, trug so den leidenschaftlichen Stempel der Wahrheit, des schmerzvollen Erlebens, daß er nicht wußte, was er sagen sollte.

Da stand auch Karla auf. Auf ihrem zarten Gesicht war geradezu etwas von Kampfeslust.

„Ja, ich nehme Marlens Partei, Dietrich!“ Ihre Stimme klang fest. „Sag einmal, Dietrich, wie sah denn der junge Mann aus, von dem sich Marlen so zärtlich verabschiedet hat?“

„Mittelgroß, schlank, aschblondes Haar, graue Augen“, gab Dietrich gequält Auskunft. „Aber was interessiert mich das?“

„Hatte er vielleicht eine kleine rote Narbe auf der Stirn?“ fragte Karla hastig.

Dietrich stugte. Tatsächlich, die kleine rote Narbe war ihm auf der schön geformten Stirn des Unbekannten aufgefallen.

„Ja, Karla. Kennst du diesen Menschen? Wer ist es? Wer hat es gewagt, meine Ehre zu erniedrigen? Wer ist der Mann, den Marlen liebt?“

Da lachte Karla. Sie lachte heß und glücklich.

Dietrich sah sie vollkommen fassungslos an. Was war mit Karla? Wie konnte sie lachen? In diesem Augenblick, da ihm das Herz vor Scham und Schmerz zitterte.

„Ach, du dummer Dietrich!“ sagte Karla zwischen Lachen und Weinen. „Natürlich kenne ich den Mann. Gott sei Dank, daß du ihn nicht gleich auf Pistolen gefordert hast! Weißt du, wer das ist? Marlens Bruder: Georg Norda.“

Dietrich taumelte zurück, er war aschfahl geworden.

„Marlens Bruder?“

„Ja wohl, erst gestern hatte ich von Marlen einen Brief, daß ihr Bruder Georg nach Amerika ginge. Er hat eine große Entdeckung gemacht, irgend etwas mit Entgiftung von...“

„Lupinen!“ schrie Dietrich so laut auf, daß Karla zusammenfuhr.

„Mein Gott ja! Aber warum mußt du denn so brüllen?“

Run war sie es, die den Freund verständnislos ansah. Dietrich sah Karla bei den Schultern:

„Karla, Doktor, um Himmels willen — Georg Norda, Marlens Bruder war das?! Er hat diese ungeheure wissenschaftliche Entdeckung gemacht? Dann ist er es ja, den diese Schurken betrügen wollen.“

Karla sah immer angstvoller aus. Auch Doktor Langgisser machte ein besorgtes Gesicht. Redete Dietrich irre? Oder was meinte er?

Da erzählte Dietrich in fliegenden Worten von seiner Begegnung mit diesen beiden Fremden im D-Zug und der portugiesisch geführten Unterhaltung, die er mit angehört.

„Jetzt wünsche ich nur noch heiß: daß man die beiden Sauner fängt.“

„Das wünsche ich auch“, sagte Langgisser. „Unser armes Vaterland ist nicht reich genug, um sich derartige Erfindungen stellen zu lassen, und Georg Norda auch nicht.“

Dietrich riß sich zusammen. Er fühlte beschämt, wie er sich hatte gehen lassen. Aber dies alles war zuviel. Marlen hatte ihn nicht betrogen?! Marlen liebte keinen andern?!

„Herrgott im Himmel“, sagte er plötzlich inbrünstig und schämte sich nicht, daß ihm die Tränen in den Augen standen. „dann ist ja noch Hoffnung!“

„Worauf Hoffnung, Dietrich?“

„Hoffnung, Karla, daß Marlen mit noch einmal gut sein könnte.“

„Du liebst sie also?“

„Ja, Karla, ich liebe sie — ich liebe sie in tiefster Seele und alles, was ich tat, war ja nur die Empörung, daß sie mich nahm ohne einen Funken Empfinden für mich. Daß sie um des Geldes willen meine Frau wurde.“

Karla wollte etwas sagen, aber jetzt mischte Langgisser sich ein:

„Lieber Veltheim, wir müssen jetzt einmal die Sache ganz streng Punkt für Punkt klären. So eine Art juristisches Frage- und Antwortspiel. Dann kommen wir am schnellsten zum Ziel. — Woher wissen Sie, daß Frau Marlen nichts für Sie empfindet?“

Dietrich senkte den Kopf. Qual und Scham waren in ihm.

„Sie hat es mir ja selbst gesagt.“

Dann hat Sie Ihnen die Unwahrheit gesagt. Karla kann bezeugen, daß Marlen Sie vom ersten Tage an lieb gehabt hat.“

„Karla, um Himmels willen, ist das wahr?“

Karla nickte mit feuchten Augen.

„Karla, warum hast du mir das nie gesagt? Was, warum sog Marlen?“

Langgisser fiel wieder ein:

„Karla hat geschwiegen, weil Marlen ihr verboten hat, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Marlen schämte sich, Ihnen ihre Liebe zu gestehen. Sie glaubte, daß Sie noch an Jutta Bergfelde hingen.“

„Wie war das möglich?“

„Es ist anzunehmen, daß Marlen ein Gespräch zwischen Karla und Jutta auf Schloß Veltheim mit angehört hat. In diesem Gespräch behauptete Jutta von Bergfelde, daß Sie immer noch an ihr hingen, und daß Sie jeden Moment bereit wären, sie zu heiraten, wenn sie ihr Jawort gäbe. Sie behauptete weiter, daß sie es gewesen, die Ihnen den Abschied gegeben.“

„Aber das ist ja Lüge, die Dinge sind ja gerade umgekehrt gelaufen. Ich habe Jutta ausgesagt, nachdem ich ihren wertlosen Charakter erkannt hatte.“

„Aber Jutta von Bergfelde hat es anders dargestellt. Marlen Norda ist unfreiwilliger Zeuge dieser Unterredung gewesen. Marlen schloß daraus: daß erstens es immer noch Jutta sei, der Ihr Herz gehöre, lieber Veltheim, daß zweitens Sie nur um Marlen gewonnen hätten, weil Sie nun einmal die Testamentsklausel erfüllen mußten. Aus diesen beiden Gründen ist Marlens ganze Haltung erklärlich. Sie wollte Ihnen nicht zeigen, was Sie ihr in Wahrheit bedeuteten, da sie selbst sich verschmäht fühlte.“ Dietrich hatte den Kopf in den Händen verborgen. Das alles war so unsagbar neu. Glück und Neue stritten in seiner Seele.

(Fortsetzung folgt.)



7. For

Die
einen
Deutsch
in dene
Ritarb
Antiqu
mer ge
und mi
der we
Auslan
verdäc
Schade
Schäur
auffind
verlore
deutsch

W
ten Ge
zu ver
ten Di
minde
W
aus ni
kommen
geben
teressa
gen C
Bogen
mung
klärer

Die
S
kennt
— da
gradi
gedri
streid
bewu

Kriminalfälle die Leben schrieb TATSACHENBERICHTE Hervorragender Kriminalisten

(7. Fortsetzung.) Bisher wurde erzählt:

In Wiener und Berliner Archiven verschwanden wertvolle Handschriften. In Wien stellt man fest, daß das Material nur zweimal benutzt worden ist; der eine Gelehrte ist bereits gestorben, der andere, Dr. K., wohnt in Berlin. Dr. K. genießt als Historiker großen Ruf; er hat zahlreiche Arbeiten veröffentlicht. Auf Wunsch des Wiener Archivs nimmt die Berliner Kriminalpolizei vertrauliche Ermittlungen vor. Diese ergeben, daß Dr. K. nicht nur Autographen gesammelt, sondern auch damit gehandelt hat. Eine Hausdurchsuchung fördert ein wahres Hamstercloster von Autographen und Archivalien zutage, deren Herkunft nicht zweifelhaft ist. Dr. K. und sein Mitarbeiter F. v. S. werden verhaftet.

Die Nachricht von der Verhaftung der beiden erregt einen Sturm in den einschlägigen Kreisen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland melden sich Archive, in denen Dr. K. gearbeitet hat oder denen er durch seinen Mitarbeiter Autographen hat anbieten lassen. Firmen des Antiquitätenhandels, die gutgläubig jahrelang seine Abnehmer gewesen sind, lehnen die Bücher durch, um die gekauften und wieder veräußerten Stücke festzustellen. Meist läßt sich der weitere Verbleib nicht mehr nachweisen. Viel ist ins Ausland gewandert. Denn nur für die verhältnismäßig unbedeutenden Stücke kam der Inlandmarkt in Frage. Der Schaden, der durch die Diebstähle entstanden ist, beträgt schätzungsweise 200.000 Mark. Der Hauptteil muß als unauffindbar und für die wissenschaftliche Forschung endgültig verloren angehen werden, eine ungeheure Schädigung des deutschen Volkvermögens!

Was konnte den wissenschaftlich und persönlich geschätzten Gelehrten, der von Hauke aus über ausreichende Mittel zu verfügen schien und sehr einfach lebte, zu den fortgeschrittenen Diebstählen veranlassen, die seinem Geständnis nach mindestens schon ein Jahrzehnt umfaßten?

Wenn auch das Gericht in seinem Urteilspruch durchaus nicht in allen Punkten der Auslegung folgt, die der vollkommen zusammengebrochene seiner Handlungsweise im Leben sucht, so ist seine Begründung nichtsdestoweniger interessant und einmalig. Mit seiner verdorrtesten, feinzügigen Gelehrtenhandschrift bedeckt der Angeklagte engelig Bogen um Bogen, um unter Preisgabe der letzten Hemmungen seine fast unauflöslichen sonderbaren Motive zu erklären:

Die Tragödie eines Gelehrten

In einer angesehenen Familie, die keine äußere Sorge kennt, wo aber Fanz und Streit an der Tagesordnung sind — der Vater ist herrlich und jähornig, die Mutter hochgradig hysterisch — ist der sensible Knabe herangewachsen, gedrückt, in sich gefehrt, jenseits aller ausgelassenen Schülerfreudigkeit und fröhlicher Jugentameradchaft.

Schon früh wird er sich einer anormalen Veranlagung bewußt. Auf abseitigen Wegen sucht er Zerstreuung und Anregung. Kirchhöfe sind, auch zu nächstlicher Stunde, das Ziel seiner einsamen Spaziergänge. Er sieht zu, wie verfallene Gräber geöffnet und die vermoderten Gebeine herausgeworfen werden. Als der Totengraber nach seiner schauerlichen Arbeit den Kirchhof verläßt, wählt er zwischen den Gebeinen und nimmt Knochen mit sich. Moderduft und Berwelungsgeruch bereiten ihm ein unerträgliches Wohlbehagen.

Als fünfzehnjähriger Knabe, während er seinem Vater gebannt zusieht, der Briefe unterschreibt, spürt er eine seltsame Erregung. Später, wenn er als Student in alten Handschriften blättert, packt ihn in Erinnerung an dieses Erlebnis ein Drang, die Unterschriften nachzuahmen. Das erste Mal, wo sich diese Erregung bis zum Rauchzustand steigert, handelt es sich um den Brief eines russischen Fürsten. Glänzend weiß ist das Papier, schwarz und dick heben sich die markanten Schriftzüge darauf ab. Immer, wenn er jetzt den Brief eines Fürsten oder einer anderen hochgestellten Persönlichkeit in die Hand bekommt, der entfernt jenem ihn erstmalig erregenden ähnelt, ist bei ihm auch das unabweichliche Verlangen da, das Schriftstück an sich zu nehmen und sich jenen Rauchzustand wieder zu verschaffen, indem er den Namenszug nachmacht, sich ganz in Wesen und Ähnliche des hohen Schreibers verliert und...

Ein selbstloser Freund

Er leidet unter diesem Fetischismus, der anfängt, sein gesamtes Triebleben zu überwuchern. Kämpft dagegen an, leidet besonders, weil das gewählte Studium der Geschichtswissenschaft es mit sich bringt, daß ihn der verhängnisvolle Drang mitten in der Arbeit übermannen kann. Er verzichtet nach der Promotion darauf, ein abschließendes Staatsexamen zu machen. Angesichts der erfahrenen Ohnmacht seinen Trieben gegenüber will er nicht die Beamtenlaufbahn einschlagen, wo er sich größerer Verantwortung nicht gewachsen wähle. Er ist von Hauke aus begütert und kann es sich leisten, seine Studien als Privatgelehrter fortzusetzen. Der Vater unterstützt ihn. Als der Vater stirbt, lebt er vom Erbe. Verdient aus wissenschaftlichen Arbeiten, zuweilen auch die honorierte Tätigkeit an einem Archiv, ergänzen sein Einkommen. Die allmählich angewachsene Autographensammlung stellt ein Referentialkapital dar. Mit dem Tode der Mutter fallen ihm noch deren Juwelen zu, die er in der Inflationszeit nach und nach veräußern kann.

Seine Arbeiten schaffen ihm einen Namen. Trotz dieser äußeren Anerkennung aber lastet die Isolierung, die seine Veranlagung mit sich bringt, schwer auf ihm. Er entbehrt schmerzhaft die Fürsorge einer liebenden Familie, die andere in seinem Alter umgibt. Kalt und lieblos blicken ihn seine vier Wände an.

Da lernt der alternde Mann in einem Berliner Café einen jungen Oesterreicher kennen. Aus der Bekanntschaft entwickelt sich allmählich ein Freundschaftsverhältnis. Die tätigen kleinen Handlungen im Haushalt, die dem Gelehrten besonders unangenehm sind, so mancherlei Gänge, die seinem nie sehr kräftigen Körper anfangen, sauer zu werden, Verhandlungen, die ein geschäftsgewandteres Auftreten

verlangen, Schreiarbeit, die mit Mühe und Sorgfalt ausgeführt werden muß und lange Abende kostet: Der junge Freund nimmt sie ihm hilfsbereit ab. Sein lebenswürdiges, heiteres Wesen umgibt den so wenig Bemühten. Seine Intelligenz, eine fast frauenhafte Einfühlungsgabe machen den Umgang mit diesem jungen Menschen, den der Rimbus einer vornehmen illegitimen Abstammung umgibt, den widrige Verhältnisse aber bisher in Unbildung und einem seinen Gaben nicht angemessenen Beruf niedergehalten haben, zu einem Quell ständiger Freude für den Vereinskammler. Bald beherrscht der gelehrte Schüler das Gebiet seines Gönners so gut, daß er viele Arbeiten selbständig erledigen kann. Er läßt unter Anleitung von Dr. K. einen kleinen Autographenhandel an und hat Aussicht, es in diesem neuen Beruf, der seiner Begabung entgegenkommt, zu etwas zu bringen.

Väterliche Gefühle erwachen bei dem Älteren, der den Freund auf jede ordentliche Weise zu fördern sucht und ihn auch für den Fall seines Todes sicherstellt. Dankbarkeit und Verehrung auf Seiten des Jungen, der zu seinem „selbstlosen“ Freund und Lehrer aufsteht. Das Freundschaftsverhältnis überdauert die Jahre und wirft einen Schimmer Licht auf den trüben und verfehlten Lebensweg des alternen Sonderlings.

Dann kommt der Krieg. F. v. S., der jüngere Freund, wird eingezogen. Dr. K. wird dem Zivildienst zugeordnet. Nach kurzer Tätigkeit verläßt er seine Nerven.



Der moralische Halt sinkt, die habgierigen Begehinsten gewinnen die Oberhand.

Weder angeborenes noch anerzogenes Pflichtgefühl verbindet den Außenleiter mit der Gemeinschaft und befähigt ihn zu ihrem Dienst auch über seine gewöhnliche Kraft hinaus, wie damals so viele. Er flüchtet ins Sanatorium. Nach seiner Entlassung geht er nach Wien.

Es gelingt ihm von hier aus auf Grund seiner Beziehungen zum Vatikan, den inzwischen in italienische Kriegsgefangenschaft geratenen Freund frei zu bekommen. Da dieser den internationalen Abmachungen entsprechend nicht mehr im Kriegsdienst verwendet werden darf, können die beiden ihr Zusammenleben wieder aufnehmen.

Der erste Diebstahl

Damals in Wien, unter dem Einfluß der geistigen und körperlichen Zerrüttung — so beteuert Dr. K. immer wieder — geschieht es zum ersten Mal, daß er im Archiv der Verfassung, wertvolle Dokumente an sich zu nehmen, nicht widersteht. Er verfällt ganz dem Bann seines Handschriftenfetischismus. F. v. S. weiß von seinen seltsamen Zuständen, aber nichts von den Diebstählen.

Die Rückkehr nach Deutschland soll ein bewußtes Befinden, eine Abkehr von dem verhängnisvollen Wege sein. Dr. K. schreibt an einer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und versenkt sich ins 17. Jahrhundert. Beim Säubern in den Papieren dieser so lang vergangenen Zeiten weiß er sich am besten vor seinen Anfechtungen gefeit.

Der Auftrag des damaligen preussischen Finanzministers bringt ihn mit neuerer Geschichte in Zusammenhang. Wie

der erlebt er die alte Niederlage den vielfältig an ihn heranretenden Versuchungen gegenüber. In München wie in Berlin. Die Hemmungen fallen immer mehr. Bei ihm zu Hause häufen sich die entwendeten Dokumente.

F. v. S. hat sich inzwischen weiter in die Materie eingearbeitet. Er kauft, verkauft und schafft sich im Laufe der Jahre Beziehungen und einen gewissen Ruf im Autographenhandel. Unter den von ihm veräußerten Stücken sind, wie man feststellen kann, viele von Dr. K. entwendete. F. v. S. aber will nichts von ihrer Herkunft gewußt haben.

Man hält Dr. K. vor, er habe doch die Handschriften wenigstens nach dem Abklängen der Rauchzustände wieder an Ort und Stelle schaffen können. Seine Erwiderung darauf, er sei so im Banne seiner Leidenschaft gewesen, daß er sich durch den Verkauf die Möglichkeit zum Erwerb neuer Handschriften und damit Gelegenheit zu neuen Erfolgen schaffen wollte, kann nicht überzeugen.

Wahrscheinlich ist, daß in den Jahren nach dem Kriege die ererbten Mittel anfangen dahinzuschwinden. Die Verkäufe ins Ausland, die nach Ausweis der kümmerlichen

Buchführung des v. S. in den Inflationsjahren im Vordergrund stehen, bieten die Möglichkeit, den bisherigen Lebensstandard aufrechtzuerhalten. Die leichte Ausführbarkeit der Diebstähle verführt. Angesichts der unerlösten Unsicherheit der Zeit sinkt der moralische Halt vieler; die habgierigen Begehinsten gewinnen die Oberhand. Wie weit sich bei Dr. K. diese durchsichtigen und jene dunklen Motive durchdringen, entzieht sich der menschlichen Beurteilung. Jedenfalls weiß er aber die zulammengetragene Sammlung nicht nur in ihrem ideellen und persönlichen Wert zu schätzen, sondern auch als gute Kapitalanlage, wie aus seiner Erwiderung auf die gelegentliche Frage eines Bekannten, ob denn die Sammlerleidenschaft mit zunehmendem Alter nicht abnehme, deutlich hervor geht.

Ungeordnet, an mehreren Stellen untergebracht und für den Besitzer nicht mehr zu übersehen, geht das Zulammengetragene in seinem Wert schließlich weit über das hinaus, was selbst zur lebensfähigen Versorgung der beiden erforderlich erörnen mußte.

Manie oder Geisteskrankheit?

Es erscheint auch keineswegs glaubhaft, daß v. S. von der Herkunft der entwendeten Autographen, die einen guten Teil seines Umlages ausmachen, nichts gewußt haben soll. Aber Dr. K. will unter allen Umständen die Unschuld und Gutgläubigkeit seines Freundes gewahrt wissen, um wenigstens ihm Straffreiheit zu sichern. Ein sympathischer Zug in diesem nicht sehr schlaffen Charakterbild; aber die Richter können auch hier seiner Darstellung nicht im gewünschten Maße folgen. Dr. K. wird in der Berufungsinstanz wegen der jahrelang ausgeführten Diebstähle unter Mißbrauch des ihm erwiesenen Vertrauens zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt; F. v. S. erhält wegen Hehlerlei die gleiche Strafe.

Wenn auch die ärztlichen Sachverständigen das Mitspielen der von Dr. K. geschilderten Motive, so selbstmanges klingen mag und so sehr es auf diesem Gebiet des Abnormen an Parallellen mangelt, nicht von der Hand weisen, eine daraus gefolgte Zwangslage und verminderte Zurechnungsfähigkeit bejahen sie nicht. Das Gericht folgt im wesentlichen der Auffassung des Archivalienverständigen, der in monatelanger Sichtung des vorgefundenen Material zu ordnen perlucht hat und von seinen Erfahrungen her zu dem Schluß kommt, daß letzten Endes die gewinnstiftenden Motive den Ausschlag gegeben hätten. Niemals, so meint er, wird ein Sammler, den gemeinsam eine liebevolle Sorgfalt, ein pedantisches Ordnungsbedürfnis kennzeichnen, so mit den Objekten seiner Leidenschaft umgehen und ihren Wert und Bestand gefährden, wie es Dr. K. getan hat. (Fortf. folgt.)



DAS Geheimnis um Eva

Roman von Reiner Felder.

Urheberrechtsschutz: Fünf Türme-Verlag, Halle (Saale).

20) Nachdruck verboten.
„Aha!“ sagte der Professor. „Vermutlich hat ihn die Polizei eingefangen. Wird ein Schwerverbrecher sein, der irgendwelche dunklen Pläne gegen unsere Anstalt hatte. Nun wird man ihn mir wohl gegenüberstellen wollen.“
Eine Viertelstunde später kam Professor Gerschwin angezogen unten in den Empfangsraum.
Zwei Herren erhoben sich von den Sesseln. Der Professor erkannte sofort seinen Patienten, den angeblichen Baronet of Chamade.
„Inspektor Bruce!“ stellte sich der andere Fremde vor. „Sind Sie Herr Professor Gerschwin?“
„Ja wohl! Der bin ich!“
„Guten Tag, Herr Professor!“ sagte jetzt der andere Herr.
Professor Gerschwin maß den fröhlich vor ihm Stehenden von oben bis unten.
„Hat man Sie endlich erwischt, Herr?“ fragte er. „Hat man Ihnen auf der Polizei klargemacht, was dieser kleine Scherz hier kosten kann? Tätzlicher Angriff auf mich, Vortäuschung falscher Tatsachen, Freiheitsberaubung eines Wärters. Sie sind sich wohl darüber klar, was Sie alles angerichtet haben? Ich nehme an, Herr Inspektor“, wandte er sich an den Polizeibeamten, „Sie sind hierhergekommen, um mit dem Gefangenen einen Lokaltermin aufzunehmen.“
Er konnte nicht weiterreden, denn der angebliche Baronet war in ein geradezu hemmungsloses Gelächter ausgebrochen. Und auch Inspektor Bruce lachte, daß ihm die Tränen unter der Brille hervorkamen.
„Was heißt denn das?“ sagte der Professor empört. „Mir ist diese Geschichte gar nicht lächerlich, Herr Inspektor Bruce.“
Da trat Mac Lean auf ihn zu und sagte, ihm die Hand entgegenstreckend:
„Herr Professor, Sie haben recht. Ich dürfte jetzt eigentlich nicht lachen. Denn ich habe Ihnen und Ihrem Sanatorium übel mitgespielt. Aber Sie müssen mir diese Kriegsklist verzeihen, Herr Professor. Und Sie werden es sicher tun, wenn ich mich Ihnen jetzt mit meinem wahren Namen vorstelle.“
Ich heiße Mac Lean und bin auf der Fahrt eines schweren Verbrechens gewesen. Die Spuren dieses Verbrechens führen bis in Ihr Sanatorium, Herr Professor.“
Jetzt wurde der Arzt bleich.
„Bis in mein Haus? Um Gottes willen! Was ist geschehen? Ich bitte Sie, meine Herren, nehmen Sie Platz.“
Mister Mac Lean, wenn sich in meinem Hause etwas Ordnungswidriges ereignet haben sollte — seien Sie versichert, ich habe keine Ahnung davon!“
„Davon sind wir überzeugt, Herr Professor!“ meinte Mac Lean herzlich. „Und nun bitte, hören Sie! Sie haben hier im Hause eine Patientin Lolotte Dawis.“
Die habe ich. Was ist mit ihr?“
„Würden Sie mir zunächst sagen, Herr Professor, wie diese Kranke zu Ihnen kam?“
„Aber selbstverständlich. Die Patientin wurde mir vor einiger Zeit als geisteskrank eingeliefert. Als sie ankam, mußte ich diese Diagnose nur bestätigen. Sie tobte, schrie, behauptete, gefangen gehalten worden zu sein. Sie beteuerte, sie wäre nicht Lolotte Dawis. Dabei waren sämtliche Papiere in Ordnung. Die Kranke war offensichtlich geistesgestört. Ich nahm sie in meine Anstalt und kann schon über einen sehr schönen Erfolg berichten. Die Tobsuchtsanfälle haben sich vollkommen gelegt. Sie ist sanft und ruhig. Die Aufregtheit hat einer stummen Melancholie Platz gemacht, die aber meiner festen Überzeugung nach schon eine Etappe zur Genesung darstellt.“
„Und was würden Sie sagen, Herr Professor, wenn ich Ihnen erzähle, daß diese Lolotte Dawis nicht geistesgestört ist? Daß sie im Gegenteil vollkommen klar ist und recht hat mit ihrer Behauptung, nicht Lolotte Dawis zu sein?“
Der Professor wurde bleich.
„Aber wer ist sie denn dann?“
„Sie ist Eva van Koster.“
„Eva van Koster, die Tochter des berühmten Gelehrten, der vor ein paar Jahren gestorben ist? Um Gottes willen! Wer hatte ein Interesse daran, sie hier bei mir einzuliefern?“
„Eine Verbrecherbande, die statt der richtigen Eva van Koster eine falsche Eva in den Vordergrund schob und sie mit Professor Borgloh, dem langjährigen Assistenten Professor van Koster, verheiratete.“
In kurzen Worten schilderte Mac Lean die Dinge, die sich nach dem Tode van Koster zugegetragen, wie er sie von Friedrich Vorgloh gehört.
Professor Gerschwin war vollständig fassungslos.
„Entsetzlich! Entsetzlich!“ sagte er ein über das andere Mal. „Und ich, der ich in gutem Glauben gehandelt habe! Ich bin ruiniert, wenn die Sache herauskommt! Wenn bekannt wird, daß sich Derartiges in meinem Sanatorium zugetragen hat.“
Inspektor Bruce legte die Hand auf den Arm des verzweifeltsten Professors.
„Es wird nichts in die Oeffentlichkeit kommen, das verspreche ich Ihnen. Wir haben ja noch an den Ruf anderer Menschen zu denken, nämlich an den Professor

Vorgloh und dieser unglückseligen Eva van Koster. Es ist am besten, wenn über diese ganze Geschichte Gras wächst.“
Professor Gerschwin atmete erlöst auf.
„Ich danke Ihnen, Inspektor Bruce! Sie nehmen mir eine Last von der Seele. Und nun, meine Herren, wünschen Sie, daß ich Mister van Koster auf Ihren Besuch vorbereite? Wir müssen besuchsam sein. Das junge Mädchen ist in der Tat durch all die furchtbaren Erlebnisse seelisch so empfindlich geworden, daß ich bei einer so plötzlichen Freude für sie fürchte.“
„Nun“, meinte Mac Lean, „so plötzlich wird die Freude nicht sein. Sie wartet nämlich schon seit einigen Tagen darauf, daß ich sie hole.“
Professor Gerschwin sah ihn verständnislos an.
„Sie wartet darauf? Ja, haben Sie denn mit ihr gesprochen?“
„Das habe ich, Professor. Und nun wird Ihnen auch klar sein, warum ich die Rolle eines Verrückten in Ihrem Arbeitszimmer spielte. Ich sah nämlich die Krankengeschichte auf Ihrem Schreibtisch und wollte Name und Zimmer Eva van Koster ermitteln.“
„Aber dazu hätten Sie doch einen einfacheren Weg wählen können. Sie hätten doch einfach als Mister Mac Lean sich bei mir melden und mir den Fall so vortragen können, wie Sie ihn jetzt erklärt haben. Wozu diese Umwege, Mister Mac Lean?“
„Weil ich allen Grund hatte anzunehmen, daß man meinen Befreiungsversuch auf der Spur war. Bald nachdem Mister Vorgloh mich in die Sache eingeweiht hatte, hat man einen Mordanschlag auf mich gemacht, dem ich aber glücklich entging. Durch Zufall erfuhr ich dann, daß Eva van Koster irgendwo in der Umgebung von Lomington stecken mußte. Als ich sie endlich in Black Castle zu finden hoffte, war sie bereits von dort fortgebracht, offenbar zu Ihnen, Herr Professor. Die Verbrecher, die ja Eva van Koster in Händen hatten, verfügten offenbar über einen sehr gut organisierten Nachrichtendienst. Ich mußte befürchten, daß man mir auch hier bei Ihnen zuvorkommen würde. Wenn die Leute, die Eva van Koster hierhergebracht hatten, zum Beispiel bei Ihnen erschienen wären und erklärt hätten, daß sie die Kranke mit sich nehmen wollten — was hätten Sie dann getan, Herr Professor?“
Professor Gerschwin suchte die Achseln.
„Dann hätte ich allerdings diesem Verlangen stattgeben müssen, Mister Mac Lean. Ich habe nicht das Recht, ungesährliche Kranke gegen den Willen ihrer Angehörigen in der Anstalt festzuhalten.“
„Und weil ich das genau gewußt, habe ich, diesen etwas grotesken Weg gewählt, um zunächst einmal mit Eva van Koster in Verbindung zu kommen. Und nun, Herr Professor, wenn Sie erlauben, möchte ich mit Miß Eva sprechen.“
Der Professor erhob sich.
„Wenn Sie hier warten wollen, Herr Inspektor Bruce, dann bringe ich Mister Mac Lean selber herüber.“
Mac Lean lachte.
„Dafür wäre ich Ihnen auch sehr dankbar, Herr Professor. Man kann nicht wissen, ob nicht irgendeine der Nachtwachen mich als Baronet of Chamade erkennen und mich einsperren würde. Und wenn ich meinem Freund, dem Wärter, begegnen würde — nun, auf eine Tracht Prügel könnte ich mich vermutlich gefaßt machen.“
* * *
Das Zimmer Eva van Koster war ein behaglicher Raum, der in seiner Einrichtung mehr einem eleganten Hotelzimmer ähnelte als der Zelle einer Irrenanstalt. Weiße, eingebaute Schränke waren an den Wänden. Ein paar Möbelstücke von schönen Formen zierten das Zimmer. Nur wer mit den Gepflogenheiten einer Irrenanstalt vertraut war, erkannte, daß alle diese Möbel und Geräte etwas Besonderes hatten. Die Möbel selbst waren fest in den Fußboden eingeschraubt. Die Schränke zeigten keine Klappen, sondern hatten grifflose Schieberüren. Auch waren alle Möbel abgerundet, so daß nirgend eine Ecke oder Kante war, an der sich jemand verletzen konnte.
Der Hahn der Waschtoilette war ein runder Knopf, dicht an der Wand angeschlossen; der Spiegel darüber durch Draht vergittert. Die Lampe befand sich hoch an der Decke, jedem Zugriff unerschwinglich. Die Fenster waren vergittert.
Auf dem weichen Bett lag ein junges Mädchen. Sie lag ganz still — aber sie schlief nicht. Die großen Augen in dem abgemagerten Gesichtchen hatten einen Ausdruck von rührender Trauer und Ergebung. Die schmalen weißen Hände waren hilflos und zart wie Kinderhände. Sie lagen gefaltet auf der weichen Decke. Jetzt plötzliche richtete sich die junge Mädchengestalt auf. Das Mondlicht fiel durchs Fenster auf ihr Gesicht. Ein Lauschen kam in die abgehärteten Züge. Wirklich, da draußen vernahm sie Schritte, hielten vor ihrer Tür. Es klopfte.
„Herein!“ rief sie mit verjagender Stimme. Angst lähmte den Ton in der Kehle. Wer würde kommen? Würde es der Unbekannte sein? Würde es der Mann sein, der vor ein paar Tagen plötzlich zu ihr gekommen,

der ihr einen ersten Schein von Hoffnung gebracht? Oder würden es vielleicht ihre Qualgeister sein, die sie fortgeschleppt? Erst in dieses einsame Turmgehäuse, dessen Namen sie nicht kannte — dann hierher. Tränen standen in ihren Augen. Aber nun? Ein Lächeln öffnete ihren Mund — in der Tür stand der gütige Mann von neuem mit den ersten, grauen Augen.
„Miß Eva!“ sagte Mac Lean leise. „Schlafen Sie?“
Das Mädchen schüttelte bestig den Kopf. Aber sie konnte nicht sprechen — sie hatte vor Fremden. Nun kam Mac Lean herein, zog sich einen Stuhl heran, setzte sich ans Bett.
„Miß Eva“, sagte er leise und zart, „Sie müssen nun ganz ruhig sein. Hören Sie — es ist alles gut.“
„Darf ich hier fort? Wird man mir glauben, daß ich nicht Lolotte Dawis bin, sondern Eva van Koster?“
„Alles wird man Ihnen glauben, Miß Eva. Und Sie dürfen jeden Augenblick fort, sowie Sie sich kräftig genug dazu fühlen.“
„Ich bin kräftig“, sagte Eva. Aber ihr schneeweißes Gesicht sprach etwas anderes.
Da bräkte Mac Lean das zitternde junge Menschenkind behutsam in die Kissen zurück.
„Miß Eva, haben Sie Vertrauen zu mir?“
Sie nickte nur. Ihre Augen strahlten auf.
„Also, Miß Eva, wenn ich jetzt hier im Nebenzimmer bleibe — werden Sie dann gut und ruhig einschlafen? Ich möchte Sie nicht bei Nacht und Nebel hier fortholen. Sie sind zu zart, Miß Eva — sie müssen erst Kräfte sammeln. Und ich“ — er räusperte ostentativ — „ich, Miß Eva, offen gestanden, ich würde auch gern wieder einmal eine Nacht in einem richtigen Bett schlafen. Wollen Sie um meinwillen bis morgen früh warten? Ich verspreche Ihnen: Morgen früh fahren wir beide von hier fort.“
Da sah ihn Eva van Koster bang an.
„Aber wohin fahren wir? Ich habe ja keinen Menschen mehr auf der Welt, seitdem mein Vater tot ist. Und die Partins...“ Sie schauerte zusammen — ihre Zähne klirrten wie im Frost aufeinander.
Mac Lean hielt immer noch Evans Hände.
„Wohin, Miß Eva? Zu Friedrich Vorgloh, der auf Sie wartet.“
Da kam ein Ausdruck von überirdischem Glück auf das elende Gesichtchen Eva van Koster. Wie ein Kind legte sie sich in ihre Kissen zurecht, schloß die Augen. Bald verfundeten ruhige Atemzüge dem still lauschenden Mac Lean, daß Eva eingeschlafen.
Es war ein strahlender Morgen, als Eva van Koster mit Mac Lean und Inspektor Bruce zusammen im Auto London zufuhr. Sie sah weich in die Ecke des Wagens gebettet und schaute mit ungläubigen Augen um sich. Es schien ihr noch immer alles wie ein Traum — ihre Rettung, ihr Abschied von Professor Gerschwin, der sie immer wieder um Verzeihung gebeten, ihre Fahrt hier mit dem freundlichen, ruhigen Inspektor Bruce und Mister Mac Lean, der ihr wie ein Vater zur Seite stand.
Mac Lean sah mit Freude, wie die erste zarte Farbe auf Evans bleichen Wangen wieder erblühte. Gott sei Dank, daß es ihm gelungen war, alles zu einem guten Ende zu führen!
Das Auto fuhr durch das blühende Land. Einmal wurde Rast gemacht zu einem Lunch. Eva aß und trank gehorsam, was Mac Lean ihr vorsetzte.
„Sie müssen jetzt wieder zu Kräften kommen, Miß Eva. Was soll Friedrich Vorgloh sonst mit Ihnen anfangen? Er wird Ihre Kraft und Ihre Gesundheit jetzt sehr brauchen. Denn auch ihm hat man böse mitgespielt. Ich habe es Ihnen ja erzählt.“
Eva nickte ernst. Ja, Mac Lean hatte ihr erzählt, welch furchtbares Spiel man mit Friedrich Vorgloh getrieben. Nun waren die Partins verhaftet, und jenes Mädchen, das Friedrich Vorglohs Frau geworden, hatte sich selbst gerichtet. Wie furchtbar war das alles, was hinter ihr und Friedrich lag!
Mac Lean schien zu fühlen, was in Eva vorging.
„Tapfer sein, Miß Eva!“ sagte er herzlich. „Nicht mehr rückwärts schauen, nur vorwärts!“
Da nickte sie ihm zu, und ihre blauen Augen strahlten in Dankbarkeit und neu erwachtem Mut.
* * *
Friedrich Vorgloh war inzwischen im Hospital zum vollen Bewußtsein erwacht. Es war gerade die Zeit der ersten Visite, als Mac Lean mit Eva van Koster vor dem Hospital vorfuhr. Er hatte vom Sanatorium Professor Gerschwins aus schon mit dem Chefarzt des Hospitals gesprochen und alles mit ihm verabredet.
Der Chefarzt, bei dem sie sich melden ließen, kam ihnen sofort entgegen.
„Unserm Patienten geht es gut, Mister Mac Lean“, sagte er nach herzlicher Begrüßung. „Und das ist wohl die kleine Miß Eva? Nun, kommen Sie nur, bitte. Ich glaube, Ihr Besuch wird für unsern Patienten das beste Genesungsmittel sein.“
Eva folgte neben Mac Lean dem freundlichen Arzte. Ihr Herz schlug bang und schwer. Nun würde sie endlich Friedrich Vorgloh wiedersehen, der ihr Lebensinhalt seit Jahren gewesen. Wie würde sie ihn finden? Wie würde er all das ertragen, was Mac Lean ihm zu sagen hatte? Und wie würde er ihr gegenüberstehen?
„Warten Sie bitte hier draußen!“ sagte der Chefarzt. „Ich möchte den Patienten erst vorbereiten.“ Dann ging er rasch in dessen Zimmer und schloß die Tür hinter sich.
„Guten Morgen, Professor.“
„Nun, wie ist's heute mit uns?“ fragte der Chefarzt. „Fühlen Sie sich kräftig genug, um Besuch zu empfangen?“
„O ja, Herr Doktor! Wer ist es denn?“
„Ihr Freund Mac Lean. Er hat Ihnen vieles zu erzählen. Aber ich erlaube, es nur unter der Bedingung, daß Sie ganz vernünftig sind und sich nicht unnötig aufregen. Habe ich Ihr Wort? Ja? Also dann bitte.“
(Schluß folgt.)

Kamminhöron Boten



Landmanns Wochenblatt

Allgemeine Zeitung für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft
Beilage zur Wespertag-Zeitung

44. Jahrg.

Schriftleitung: Oekonomierat Grundmann, Neubamm
Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt (Gesetz vom 19. Juni 1901)

1935

Beschirrung des Pferdes

Von L. vom Felde

Mit zwei Zeichnungen von Capobius-Bisum

Die beiden Arten von Geschirren, mit welchen unsere Zugpferde Fahrzeuge und Ackergeräte fortbewegen: das Kunt- und das Brustblattgeschirr, sind so bekannt, daß ihre nähere Beschreibung sich erübrigt. Das Kunt ist hauptsächlich das Geschirr des schweren Last- und Ackerpferdes und auf schwerem Boden und im Bergland beheimatet. Das Brustblatt ist vorwiegend das Geschirr des leichteren Pferdes und zumeist auf leichterem Boden und im Flachlande zu Hause. Wir finden daher das Kuntgeschirr vorwiegend in West-, Mittel- und Süddeutschland, auch in den südlichen Grenzgebieten der Mark Brandenburg und unserer früheren Provinz Posen. Das Brustblatt ist dagegen das ausgesprochene Geschirr der Norddeutschen Tiefebene.

Beide Geschirre haben ihre Vorzüge und Nachteile. Das Kunt ist ohne Zweifel das zweckmäßigere Geschirr für den schweren Zug. Es hat zunächst den erheblichen Vorteil, daß bei ihm der Zug mit den Schultern ausgeübt wird, eine Pressung der Luftröhre nicht vorkommt, sofern es richtig verpaßt ist. Da es aus einem festen Gestell besteht, bleibt seine Form auch beim schwersten Zuge unverändert, während das nachgiebige Brustblatt im gleichen Zuge die Brust und die Blätter erheblich einschnürt und den Pferden das Atmen erschwert. Da das Kunt für schwere Pferde ein hohes Gewicht besitzt, belastet es die Vorhand des Pferdes erheblich, wodurch dessen Zugkraft erhöht wird. Diesen großen Vorteilen steht der Nachteil gegenüber, daß das Kunt dem Pferde sozusagen angemessen werden muß, da es der Form und dem Umfang des Halses genau entsprechen soll. Man kann das Kunt nicht nach Belieben von einem Pferd auf das andere legen, denn man kann es nicht, wie das Brustblatt, durch Verschnallen passend machen. Das Verpassen des Kunts läßt man zweckmäßig vom Sattler vornehmen. Das Kunt stellt sich auch höher im Preise als das Brustblatt, und seine einwandfreie Anfertigung kann nur ein Sattler gewährleisten, der „auf Kunte“ genügend gearbeitet hat. Mehr über das Kunt zu sagen fehlt hier der Raum.

Das Brustblatt bietet den Vorteil, daß es durch Verschnallen schnell und mühelos verpaßt werden kann, wenn die Pferde in Größe und Breite nicht allzu verschieden sind. Für Leute, die mit den Pferden oft wechseln, also besonders für Pferdehändler, ist es daher sehr geeignet. Es läßt sich auch bequemer auflegen, stellt sich billiger im Preise als das Kunt und kann von jedem Sattler angefertigt werden. Landesbrauch und Gewohnheit sowie zähes Festhalten am Althergebrachten spielen auch bei der Geschirrwahl ihre bekannte Rolle.

Da wir im Verbreitungsgebiet des Brustblattgeschirrs leben, wollen wir uns auch nur mit diesem beschäftigen. Es besteht aus dem

breiten Brustblatt, welches beiderseits bis hinter die Blätter reicht und vom Halsriemen getragen wird. In die Enden des Blattes ist bei den Arbeitsgeschirren gewöhnlich ein starker eiserner Rahmen eingenäht, in welchen die Zugstränge, der diese tragende hinter dem Widerrist liegende Rückenriemen und der unter dem Bauch des Pferdes herangehende verschnallbare Schlaggurt

einen unbeweglichen Geschirrtteil. Es ist daher erforderlich, den Kammedeckel sehr sorgfältig zu verpassen, da sonst schwere Druckschäden entstehen. Wie der Kammedeckel auf dem Pferde rücken richtig und falsch liegt, zeigen die beigegebenen Abbildungen 1 bis 3. Die richtige Winklung des Kammedeckels wird durch vorsichtiges Biegen erzielt. Die zu spitze Winklung

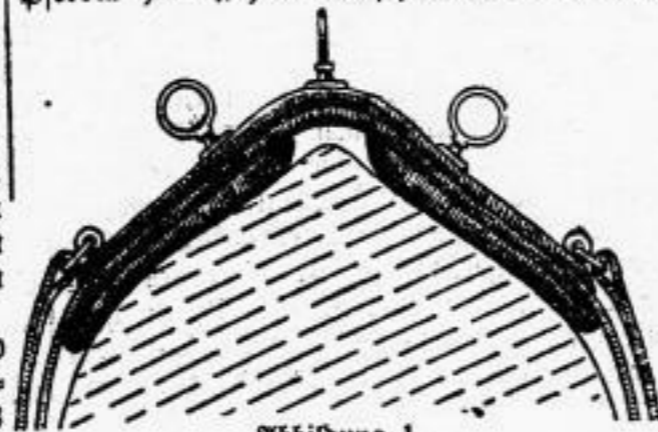


Abbildung 1
Querschnitt des Pferderumpfes hinter dem Widerrist. Richtig liegender Kammedeckel

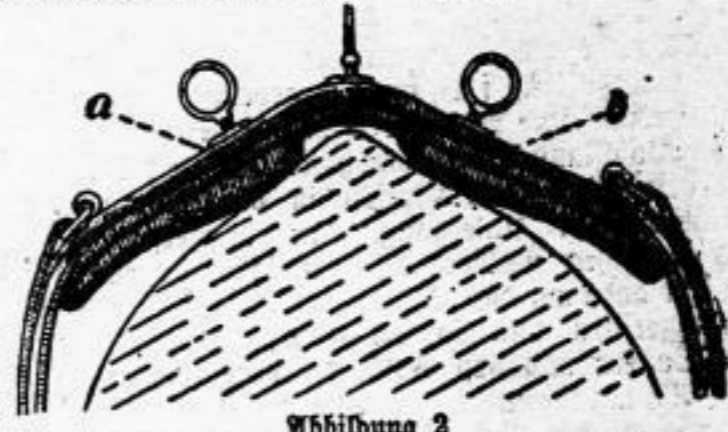


Abbildung 2
Querschnitt des Pferderumpfes hinter dem Widerrist. Zu stumpf gewinkelter Kammedeckel. Druck bei a und b

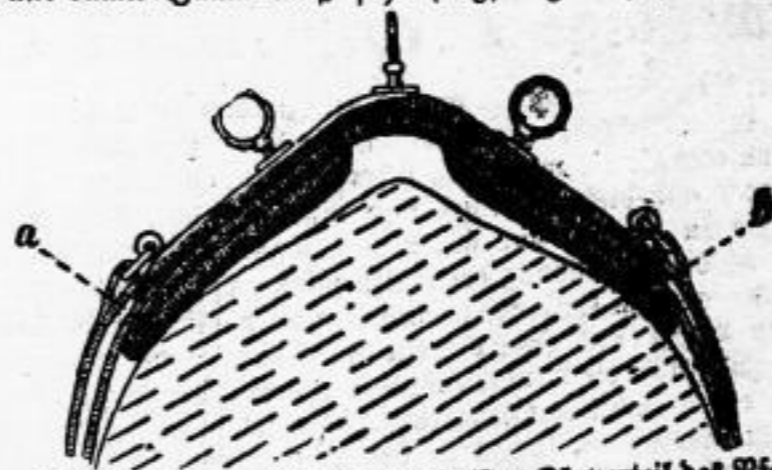
eingelassen sind. Bei den Kutschgeschirren ist statt des Rahmens eine starke Schnalle vorhanden, in welche die Zugstränge geschnallt werden. Vom Rückenriemen führt der Schweifriemen mit der Schweiffschlinge längs über den Rücken des Pferdes. Hin und wieder befindet sich an Geschirren ein Strangträger, der von den Hüften über den Rücken des Pferdes geht und beiderseits an den Strängen befestigt ist. Er verhindert beim Bergabfahren, Wenden und Zurücksetzen das zu tiefe Herabhängen der Stränge und damit

erkennt man daran, daß ein zu schmaler Kammedeckel nach vorn gegen den Widerrist und unter den Oberblattstuppen, das sind die Riemen, mit denen die Zugstränge am Kammedeckel angeschnallt sind, vorrutscht.

Das Brustblatt soll so verpaßt sein, daß seine Oberkante mit dem Halsansatz des Pferdes abschneidet.

Sehr häufig beobachtet man fehlerhaft gearbeitete und schlecht sitzende Bäume. Auch der Baum muß sehr sorgfältig verpaßt sein, denn

Abbildung 3
Querschnitt des Pferderumpfes hinter dem Widerrist. Zu spitz gewinkelter Kammedeckel. Druck bei a und b



das Abwärtstraben derselben. Hals- und Rückenriemen müssen genügend breit sein, damit sie nicht drücken. Der Schweifriemen muß so kurz geschnallt sein, daß die Schweiffschlinge, welche rund, weich und genügend stark sein soll, sich lose um die Rübe legt. Der Strangträger ist so lang zu schnallen, daß er auch bei einem tiefstliegenden Ortschaft die Stränge nicht anhebt, damit der Rücken nicht gedrückt wird. Bessere Arbeits- und alle Kutschgeschirre haben statt des Rückenriemens einen Kammedeckel. Da die Kutschkammedeckel eine eiserne Einlage haben, welche in den Arbeitsgeschirrkammedeckeln fehlt, bilden sie

er umschließt den edelsten Körperteil des Pferdes. Das auf dem Genick liegende Kopfstück soll genügend breit sein. Die verschnallbaren Badenstücke, in deren unterem Ende die Gebirringe eingeschnallt sind, sollen so gehalten werden, daß das Mundstück genau in den Mundwinkeln liegt. Besonders ist darauf zu achten, daß der Stirnriemen weit genug ist, da andernfalls das Kopfstück an den Ohren scheuert und schädlicher Druck auf die Stirn ausgeübt wird. Der Nasenriemen muß weit genug sein und so hoch sitzen, daß er nicht auf die Oberlippe oder das Kinn fällt. Wo alter Schlenbrian herrscht, sieht man noch

2
BOS

Bezug
mit
:: Fern

Mr.

Mr.

Dippol
herrliche
und besond
fende Obst
fallende Le
ausnahen,
Zimmer se
der recht v
Gehirge, u
noch gut i
guten Bes
nicht mehr
zum Schw
Zalperre
entstanden
Abend sie
Noch als
und warle
Nürnberg
Dippol
in den St
nur noch
auch nur
halten, die
halten un
sich an d
Orunde
Razalen
reits ein
Wohlfahr
Es sind
worden.
das Gra
lieber sie
dem Fun
nommen

Haus- und Wirtschaft geformte und angebrachte, also gänzlich wertlose Scheuklappen, die der verständige Pferdebesitzer entfernt.
Der bequemste Baum ist der zweckmäßig gearbeitete Stallhalter mit Einhängengebiss. Man erspart sich dabei das Auf- und Abzäumen und hat nur das Gebiss ein- bzw. auszuknebeln. Das macht sich auch beim Futter der Pferde außerhalb des Stalles oder bei ihrer Einstellung in einen Gaststall angenehm bemerkbar.

Wer sich vom Aufsatzzügel, diesem verwerflichen Quartierriemen, nicht trennen kann, schmale ihn wenigstens so lang, daß das Maul des Pferdes und seine Arbeitsfähigkeit nicht leiden. Wer an die üble Wirkung dieses Zügels nicht glauben will, mache eine Probe damit. Er setze von zwei flotten Pferden das eine stark auf und fahre dann los, und er wird sich wundern, wie sehr das aufgesetzte Pferd hinter dem andern zurückbleibt. Es genügt bei Ackerpferden eine

solche Länge des Aufsatzzügels, daß sie bei der Arbeit nicht mit den Köpfen auf den Boden gelangen können, um zu fressen.
Das Geschirr muß sauber und durch Behandlung mit einem Fett geschmeidig erhalten werden. Dann drückt es nicht, läßt sich spielend verschmallen und bleibt lange Jahre brauchbar. Ganz zu verwerfen ist das Bepinseln mit Spirituslack, weil er das Leder hart und brüchig macht.

Mehr Wirtschaftlichkeit!

Von Landwirtschaftsrat i. R. J. Groß

Die letzten beiden Jahre haben dem Schollenoesiger zum Bewußtsein gebracht, daß die deutsche Erde ihm und seinen Erben als echtem Bauern gehört. Das Wort Bauer, einstens verachtet auf den Kasernenhöfen und modernisiert als „Dekonom“, wurde zur neuen Geltung gebracht kurz vor dem Untergang dieses uralten, grundlegenden Berufes. Jetzt ist die Scholle, der Boden zum Lebensinhalt geworden. Sie ist ein Lehen geworden, das zu verwalten ist im höchsten, besten Sinne. Der Bauer und seine Nachfolger bleiben neu mit der Scholle verklebt. Er ist bodenständiger Volksteil geworden. Sein Haus und sein Hof sind keine Ware wie etwa ein Gewand oder die Mietwohnung oder das Geschäftslokal oder das Büro. Jetzt steht die Politik der Scholle im Vordergrund; die Politik der Straße ist für immer gebannt. Die Scholle und ihre Betreuer bilden den Schlüssel zum Wohlstand. Fast aber hätte seinerzeit die Schwester der Geldinflation in der Wareninflation den Untergang, den Niedergang des deutschen Volkes besiegelt. Knapp vor 12 Uhr hat man das Scher des Volksschiffes herumgerissen und so die deutsche Scholle, den Bauern und das Volk vor dem gähnenden Absturz bewahrt. — Alle Hinweise auf die Besten der Geschichte, auf Friedrich den Großen, auf Bismarck, helfen aber nichts, wenn die Bauern nicht selbst den Führerwagen ziehen. Nicht das Krachschlagen gilt, sondern die Selbsthilfe nach dem Ziele des Führers und seiner Helfershelfer.
Einen wichtigen Faktor im bäuerlichen Betriebe stellt der selbsterzeugte Dünger dar. Der anfallende Dünger im Stall, auf der Dungstätte, in der Jauchegrube, auf dem Felde oder auf der Wiese usw. stellt nicht immer die beste Sparbüchse dar, mit der unser Bauer wirtschaftet. Es fragt sich dabei, was wird als Einstreu benötigt: Stroh, Streue, Wald-

streu, Heidekraut, Sägemehl u. a. Sie alle sind Nothelfer, natürlich verschiedenwertig. Wohl gilt von altersher das Stroh als die beste natürliche Einstreu in den Ställen; aber nicht überall hat man davon genug; es muß zum Teil in manchen Gegenden als Heueres dienen. Das ist eine verkehrte Wirtschaft. Lieber weniger Viehköpfe und für diese genügend gutes Futter als viele Mäuler an einer kleinen Krippe. Je länger das Stroh eingestreut wird, desto weniger kann es den Harn der Tiere aufsaugen, desto schwieriger wird jegliche Arbeit vom Stall über den Misthaufen zum Felde. Diesen Punkt überseht man zu gern. Da geht die Jauche im lockeren Stroh schon verloren, dann in den Rinnen oder gar noch durch die über- und fortlaufenden Jauch- oder Güllegruben. Da läuft sie flüssig zum Hof hinaus, die Straße entlang. So können 40 bis 50 Prozent des teuren, wertvollen Ammoniakgases entweichen. Die geringe Aufnahmefähigkeit des Strohes ruft die bekannte strenge Luft in den Ställen hervor, die dem Vieh sehr schädlich ist. Auf dem Misthaufen und auf der Scholle aller Art verfliegt diese stechende Luft. Da sorgt dann die Sonne und der kräftige Wind dafür. Der Regen und der Schnee laugen den Mist auf den genannten Plätzen aus, weil das Ammoniak zu schlecht festgehalten wird.
Weit besser wirkt als Einstreu die Torfstreu (grob) oder der Torfmull (fein). Beide kapseln die flüchtigen Werte des Düngers besser ein, daß sie nicht verfliegen; sie saugen drei- bis viermal so viel Jauche auf wie Stroh, weil sie das Zehn- bis Zwölffache ihres Gewichtes an Flüssigkeit einlagern.
Dadurch gibt es eine reine, gesunde Stallluft, gesündere Tiere, das Lager wird

trockener, wärmer, sauberer; das Vieh legt sich lieber nieder, ruht länger und besser aus, die Fliegenplage geht zurück, das Mastvieh gedeiht. So geht wenig teurer Stickstoff verloren, am Kapital wird gespart und am Kunstdünger doppelt. — Auf dem Acker, auf der Wiese, im Weinberg und im Garten wird der Boden lockerer durch solchen Stallung; die Bodenbakterien, das tätige Volk der Scholle, nimmt zu und führt zur Bodengare. Die Bodenverkrustung wird so gebannt, Luft, Licht und Feuchtigkeit können mithelfen, die Bodenfruchtbarkeit zu steigern. Der schwere Lehm- und der leichte Sandboden nehmen auf diese Weise die humusartige Beschaffenheit leicht an. Die Trockenheit bleibt so gebannt. Wer Stroh hat, kürzt dasselbe gut; bringt auf den Stallboden eine Lage der Torfmullstreu, darauf eine Lage Stroh und so weiter. Diese geschickte Mischung zeugt von kluger Wirtschaftlichkeit. Selbst auf dem Misthaufen können Lagen dieses modernen Streumittels eingebracht werden, um möglichst wenig Stickstoffverluste buchen zu müssen. — Beim Anbau von Futterrüben auf einem Felde, mit solchem Mist gedüngt, erzielte man 15 % am Gewicht mehr als auf dem nebenliegenden Kontrollstück, das die doppelte Menge Stallmist anderer, gewöhnlicher Art bekam, abgesehen vom Ertrag der dunkelgrünere, zablreicheren, kräftigeren Blätter. Je vier Hektar erzielte man so 75 Zentner an Rüben mehr. Mastochsen, im Torfstreustall gefüttert, zeigten bei gleicher Fütterung gegenüber jenen im Kontrollstall eine überraschende Gewichtszunahme. Die passende Einstreu hat die Tiere so zur Trägheit genötigt, daß sie schneller und länger das Lager aufsuchten. — Mögen diese kleinen Hinweise die Betriebe zur Wirtschaftlichkeit aneifern!

Notwendige Verbesserung der Bienenweide

Von Rudolph Jacoby

An der Erzeugungsschlacht ist auch der Imker beteiligt, dessen Aufgabe es einmal ist, die Versorgung unseres Volkes mit Honig sicherzustellen, um es auch auf diesem Gebiet vom Ausland unabhängig zu machen, und dessen Bienen zum andern auch die Bestäubung der Kulturpflanzen in möglichst großem Umfange vornehmen sollen. So stehen Bauer und Imker Seite an Seite. Voraussetzung für die Rentabilität der Bienenzucht, ohne die auch eine ertragreiche Landwirtschaft nicht möglich ist, soweit sie den Obstbau und den Anbau vieler Feldfrüchte wie Raps, Rübsen, Serradella, Buchweizen usw. anbelangt, ist aber die Verbesserung der Bienenweide. Die weiten Heideflächen, die früher in allen Landesteilen vorhanden waren, sind zum größten Teil verschwunden, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir die letzten Reste der Heide in Naturschutzgebieten werden bewundern können. Und ähnlich steht es mit den Wildblumen unserer Moore. Die Kultivierung jeder Fläche Obland ist gewiß notwendig. Auf der andern Seite aber bedeuten diese Maßnahmen wieder eine

Berminderung der Bienenweide, und mit ihr geht auch der Ertrag der Bienenzucht und damit die Zahl der Bienenwölker ständig zurück, wenn wir nicht Mittel und Wege finden, für den Ausfall an Wildpflanzen Ersatz zu schaffen.
Das aber kann der Imker allein nicht, er ist auf die Mithilfe weiterer Kreise in Stadt und Land angewiesen, und insbesondere wird es die ländliche Bevölkerung sein, die hier mit dem Imker Hand in Hand gehen muß. Möglichkeiten, die Bienenweide zu verbessern, gibt es mancherlei. Vor allem aber jetzt im Herbst ist die beste Pflanzzeit, und sie sollte nach Möglichkeit ausgenutzt werden. Nicht nur in den Städten, sondern auch in vielen Landgemeinden ist man in den letzten Jahren dazu übergegangen, die Straßen mit Baumschmuck zu versehen. Ihr Grün bietet im Sommer dem Auge einen Ruhepunkt und außerdem wird manche an sich unschöne Straße verschönt. Bei der Auswahl der Bäume wird man sich vor allem nach der Art und Breite der Straße richten, denn schmale Straßen einer Stadt erfordern eine andere Be-

pflanzung als breite Straßen, und noch ein anderer Gesichtspunkt sollte heute maßgebend sein, der früher leider wenig Beachtung gefunden hat. Man sollte heute das Schöne mit dem Nützlichen verbinden und nur solche Bäume anpflanzen, die auch für die Bienenzucht von Nutzen sind. Für die Stadtverwaltungen, die Gemeindebehörden und die Vorsteher von Siedlungen ist es bei nur etwas gutem Willen leicht, dem Imker hilfreich unter die Arme zu greifen. Sie leisten damit auch der Volkswirtschaft wichtige Dienste. Die Auswahl unter unsern deutschen, für die Bepflanzung von Straßen und Wegen geeigneten Bäumen ist so groß, daß man ohne Mühe das geeignete Material finden wird.
Für breite Straßen und Wege kommen vor allem Linden in Frage, die sich dem Landschaftsbild stets gut einfügen und gleichzeitig für unsere Bienenzucht wertvoll sind. Wo es angebracht ist, und das wird vor allem auf dem platten Lande der Fall sein, kann man auch Ebereschen und Apfel- und Kirschbäume pflanzen.

Wohlfahrt
Es sind
worden.
das Gra
lieber ste
dem Fun
nommen
lebenden
Dift gef
viertel
handreich
Pächters
eben.
Köbster.
Dippel
fein 40
er beim
40 Jahr
getan.
Bemä
Dienstlo
geltern
worden.
Wegga
doch ni
der sich
langen
Dresder
hundfü
mann
Septem
verlegt
der Ein
Mühlw
8 Tage
Straße
gleichze
bert wo
aufgele
gewerk
Nebel
alarm
Septen
hiesige
Leine
Thara
Alma
Dippel
verein
eines
austra
Dresdn
land b
Gelang
nigen

Für Städte eignen sich neben Linden auch Spitz- und Bergahorn und für engere Straßen Akazien, Rot- und Weißdorn, die um die Blütezeit mit ihren blütenübersäten Kronen einen prächtigen Schmuck bilden.

Auch Flussregulierungen werden jetzt im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms vielfach vorgenommen, und hier sollte man ebenfalls stets auf Baumschmuck bedacht sein, um dem neuen Wasserlauf den Charakter eines öden Kanals zu nehmen. Zur Anpflanzung an Wasserläufen eignen sich besonders die verschiedenen Weidenarten (männlich!) und zwar vor allem die früh blühenden: Salweide, Küblerweide, Reisweide, ferner Akazie, Haselnuß, Faulbaum und zur Verflanzung der

Büsungen Schneelieren, Brombeeren, Himbeeren und Goldrute.

Grünflächen in Städten und Dörfern erhalten einen geeigneten Schmuck durch die oben bereits genannten Baumarten und ferner durch Cornehlirische, Goldregen, Heckenliriche, Geißblatt, Weigelt, Bogdorn, Hollunder, Liguster und Mahonie. Alle diese Bäume und Sträucher sind winterhart, kosten wenig und bilden entweder durch ihre Belaubung, durch ihre Blüten oder später durch ihre auffallenden Früchte einen schönen Schmuck jeder Anlage und haben weiter den Vorteil, daß sie auch der Bienenzucht zugute kommen.

So kann jede Stadt- und Gemeindeverwaltung die deutsche Bienenzucht fördern helfen, ohne daß sie sich dadurch besondere Kosten aufbürdet

In vielen Fällen ist der Bauer auch gleichzeitig Jäger und hat Gelegenheit, Wildbäder anzulegen. Als Wildfuttersaat, zumal nach frischer Rodung, eignen sich besonders Hornklee, Zaunwilde, Bittelwilde, Weißklee, Bastardklee, Esparsette, Luzerne und Honigklee.

Der Bauer, der Weißklee ansät, sollte nach Möglichkeit den Morb-Weißklee verwenden. Er ist nicht wesentlich teurer als die übrigen Kleesorten, hat aber diesen gegenüber viele Vorteile. Er wächst sehr üppig, selbst in trockenen Jahren, und bringt infolgedessen größere Futtermengen, er wird vom Vieh sehr gern genommen und hat den Vorzug, gleichzeitig ein ungleich besserer Nektarspender zu sein als unsere andern heimischen Weißkleearten.

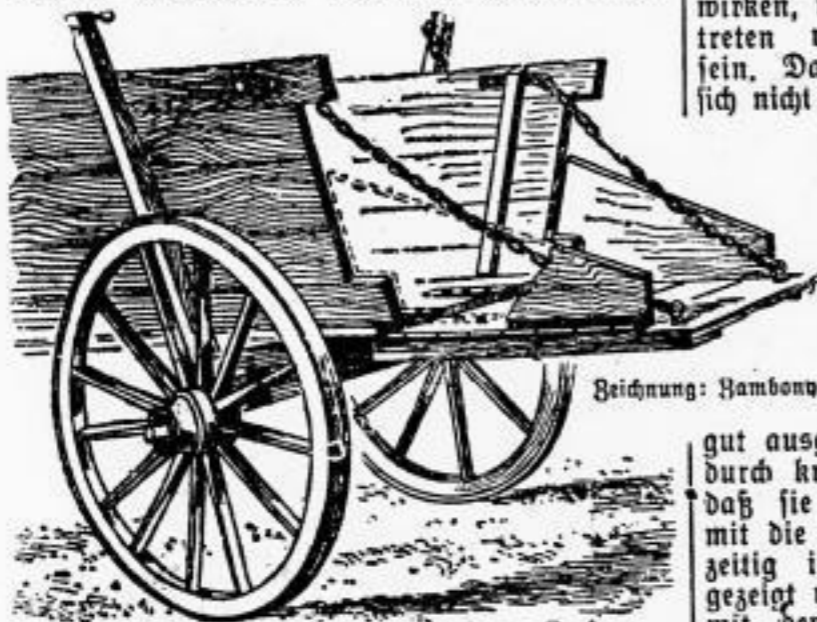


Scholle, Hof und Haus



Kunstdünger beeinträchtigt nicht den Geschmack der Speisekartoffeln. In Bayern sind von Dr. F. Fürst vielfältige Düngungsversuche mit zahlreichen Kartoffelsorten ausgeführt worden. Anschließend wurden die Ernten von mehreren Personen, ohne eine Kenntnis der Sortennamen zu haben, auf ihren Geschmack an gekochtem Zustande als Pell- und als Salzkartoffeln geprüft. Dabei erwies es sich, daß Sortencharakter und Boden den Geschmack stärker beeinflussen als die Düngung! Die in der Landwirtschaft noch vielfach verbreitete Ansicht, daß die Anwendung von Kunstdünger den Speisewert der Kartoffeln verringert, bestätigte sich nicht! Nur starke Ueberdüngungen, dann aber auch bei Verwendung von Stallmist, äußerten sich nachteilig. Dr. E.

Praktischer Abladestand am Rastwagen. (Mit Abbildung.) Ein wirklich praktisches und erprobtes Hilfsmittel beim Abladen von Kartoffeln und Rüben ist der Abladestand, der in nachstehender Abbildung veranschaulicht wird. Leicht beweglich und handlich, kann er schnell von dem einen leeren Wagen fortgenommen und an den nächsten beladenen angehängt werden. Sein Zweck ist der, dem Ablader einen bequemeren Stand zu verschaffen, auf dem es ihm ermöglicht wird, seine Arbeitskraft voll und ganz zu entfalten, gleichzeitig aber auch an Arbeitskraft und Zeit einiges einzu-



Bezeichnung: Hamborn

Praktischer abnehmbarer Abladestand

sparen. Weiter wird verhütet, daß beim Herausnehmen der Schütze eine nicht unerhebliche Menge der eingeladenen Rüben oder Kartoffeln, Kohlen usw. vom Wagen zur Erde fällt und beschädigt wird. Sehr oft muß der Ablader die zur Erde gefallen Rüben oder Kartoffeln forträumen, um sich erst einen freien Stand zu schaffen, auf dem er dann recht un bequem daran denken kann, auch den Wagen zu entladen. Bei dem Abladestand wird dies wohl vermieden, denn die dicht an der Schütze gelagerten Wurzelsfrüchte rollen

bei dem Herausnehmen der Schütze auf dem Abladestand und werden durch seine Seitenstücke vor dem Herunterfallen geschützt. Der Ablader wird aber immer noch so viel Platz erhalten, um den Abladestand zu betreten und von ihm aus den Wagen schnell und leicht zu entladen. Die Abbildung zeigt deutlich, wie der Abladestand am Wagen anzubringen ist, und jeder Stellmacher wird in der Lage sein, nach ihr einen solchen anzufertigen. Die Herstellungskosten werden sicherlich nicht sehr hoch sein.

Vorbeuge und Behandlung des Panaritiums der Rinder. Das Panaritium gehört zu den gefährlichsten Klauenerkrankungen des Rindviehs und ist anzupprechen als eine akute nekrotische und in Eiterung übergehende Entzündung der Haut, die meist auch das Unterhautzellgewebe, oft auch die Sehnen, das Klauengelenk und die Knochen ergreift. Geringsfügige, unscheinbare Hautverletzungen bilden die Eintrittspforte für die Nekrose- und Eiterbazillen. Da der Nekrosebazillus ein ständiger Bewohner des Rinderdarmes ist, findet er sich auch stets im Stallbodenschmutz. Eine besondere Disposition für dieses Leiden schaffen Durchfall erzeugende Futtermittel, die die Haut der Extremitäten verätzen, unsaubere Standplätze und mangelhafte Klauenpflege. Derartige Schädigungen werden sich in Magen- und Darmkatarrh auswirken, und die Folge hiervon wird das Auftreten von Panaritium in erhöhtem Maße sein. Da diese Durchfall erzeugende Fütterung sich nicht vermeiden lassen, empfiehlt es sich dringend, vorbeugend Holzkohle den Rindern zu verabreichen. Sollten trotzdem Fälle von Panaritium vorkommen, so sind rechtzeitig desinfizierende Bäder anzuwenden. Die Wundhöhlen sind mit Jodtinktur auszuwischen und durch Holzleerohrverbände der Heilung zuzuführen. Bei der Behandlung des Zwischenklauenpanaritiums ist noch besonders darauf zu achten, daß die Zwischenklauenpalte gut ausgepolstert wird und die beiden Klauen durch kräftige Binden so festgehalten werden, daß sie sich nicht leicht verschieben und somit die Wundfläche oben nicht zerren. Gleichzeitig ist regelmäßige Stalldesinfektion angezeigt und für weiche Einstreu in Verbindung mit dem Leeren und Pflegen der Klauen Sorge zu tragen. Dr. L.

Zur Gänsemaß. Das Gänsestopfen, das Rudeln, ist eine Qual für die Tiere. Die Mähen und Qualen können gänzlich fortfallen. Es kommt nur darauf an, daß die Gänse in einen Holzkäfig kommen, in dem sie sich nicht frei bewegen, aber reichlich fressen können. Ein solches Futter- oder Stopfgefängnis für die Gänse kann für eine, besser für mehrere Stück hergestellt werden. Dünne Bretter bilden den Boden, die Seitenwände, die Rückwand und den Deckel. Vorn lassen es Latten zu, daß die Gänse das Futter und Wasser holen können; das Bodenbrett ist

10 cm kürzer, damit der Dünger abfallen und leicht entfernt werden kann. Der Kasten darf aber nur so groß sein, daß sich die Gänse darin nur stellen, aber nicht drehen können. Eingeweichtes Mais oder auch Gerste in reichster

Geht der Hirsch nah in die Brunst, so kommt er trocken heraus.

Menge und viel gutes, frisches Trinkwasser muß die Gänse in zwei bis vier Wochen brat- oder schlachtfertig machen. Wer große Lebern erzeugen will, wartet vier Wochen mit der Mastkur. Dann ist das Tier am Ende seiner Freigier. Gro.

Reife Kürbisschalen können roh wie gekochte Schafen, Ziegen, Schweinen, Kaninchen, Fühnern und Pferden vorgefetzt werden. Eine kleine Zugabe von Salz macht dieses Futter nur schmackhafter. Gro.

Käse-Auflauf. Man brennt 60 g zerlassene Butter mit einem Eßlöffel feinem Weizenmehl über dem Feuer ab, gießt ¼ Liter Sahne oder Milch an, schlägt alles zu einem dicken Krem und läßt ihn dann auskühlen. Dann rührt man vier Eidotter und vier Eßlöffel geriebenen Käse, halb Schweizer, halb Parmesankäse, darunter und zuletzt den Schnee des Eiweiß. In einer gut gebutterten Auflaufform bäckt man das Käsegericht eine Viertelstunde und gibt es sofort zu Tisch. U. in L.

Rinderbrust mit Semmelklößen. Man läßt 500 Gramm Rinderbrust mit wenig Salz in kurzer Brühe weichkochen. Ein Kilogramm säuerliche Äpfel gibt dem Gericht den pikanten Geschmack. Die Äpfel werden geschält, in Stücke geschnitten und mit etwas Zucker, Zitronenschale und Kardamom im Wasser weichgedünstet, aber dabei vor dem Zerfallen behütet. Dann bereitet man aus je einem Löffel Mehl und Butter und einer gewiegten Zwiebel eine helle Einbrenne, füllt mit der Äpfelbrühe auf und bereitet daraus eine sämige Lunke. Das Fleisch schneidet man in Scheiben, gibt es in die Lunke und läßt es aufkochen. Zuletzt kommen die Apfelschnitzchen dazu. Das Gericht wird mit Semmelklößen gereicht. Frau U. in R.

Kalter Reispudding. In ein halbes Liter Milch gibt man 100 g Zucker sowie etwas Vanille und kocht es auf, dann schüttet man 250 g gewaschenen, danach gebrühten Reis hinein und läßt es langsam ziehen, möglichst ohne zu rühren. Dann stellt man die Masse zum Abkühlen hin. Inzwischen schlägt man ein halbes Liter Sahne recht steif, löst vier Blatt Gelatine in wenig heißem Wasser auf, gibt sie sowie drei Löffel Arrak oder Rum an den kalten Reis und zieht danach die Schlagjahne darunter, füllt die Masse in eine ausgespülte Form und stellt sie recht kalt, am besten auf Eis. Nach dem Stürzen umlegt man den Pudding mit abgetropften Früchten. G. S.

Frage und Antwort Gemeinnütziger Ratgeber

Pferd hat Durchfall.

Ein dreijähriges Pferd, das in Kürze angespannt wird, gibt beim Misten immer eine sauerartige Brähe ab. Der Kot ist weich, aber geballt. Sonst ist das Tier gesund, aber etwas mager. Was fehlt dem Tier? P. 3. in L.

Antwort: Ihr Pferd ist anscheinend ein schlechter Futterverwerter und besitzt einen empfindlichen Darm. Geben Sie ihm weniger Trinkwasser und eventuell ein paar Löffel voll Sesamöl aufs Futter. Sollte darauf aber Verstopfung eintreten, müssen Sie sofort wieder die Heshimalgaben einstellen. R.

Kuh hat ein übertriebenes Klauenleiden.

Eine Kuh bekommt im Winter, wenn sie im Stall bleibt, unter den Klauen der Vorderfüße eine weißgelbliche Masse, als ob der Huf saul wäre; die abgesonderte Masse riecht auch ganz saul. Wie kann ich das verhüten, und welche Mittel muß ich anwenden? F. R. in L.

Antwort: Das Klauenleiden der Kuh ist als Paronchium anzusprechen. Diese Krankheit gehört zu den gefährlichsten Klauenerkrankungen des Rindviehs und ist eine akute nekrotische und in Eiterung übergehende Entzündung der Haut, die auch auf das Unterhautzellgewebe übergehen kann und auch die Sehnen, das Klauengelenk und die Knochen ergreifen kann. Öringfügige, unscheinbare Hautverletzungen bilden die Eintrittspforte für die Nekrose- und Eiterbazillen. Da der Nekrosebazillus ein ständiger Bewohner des Rinderdarmes ist, findet er sich auch stets im Stallbodenschmutz. Eine besondere Disposition für dieses Leiden schaffen Durchfall erzeugende Futtermittel, die die Haut der Extremitätenenden verätzen, unsaubere Standplätze und mangelhafte Klauenpflege. Die Behandlung hat in einer Eröffnung der Eiterherde und in desinfizierenden Bädern zu bestehen. Die Wundhöhlen sind mit Jodtinktur auszuwaschen und durch Holzteerverbände der Heilung zuzuführen. Gleichzeitig ist regelmäßige Stalldesinfektion und Trockenfütterung angezeigt. Durchfall erzeugende Fütterung ist auf jeden Fall zu vermeiden. Ferner ist durch weiche Einstreu in Verbindung mit dem Leeren und Pflegen der Klauen viel zu erreichen. R.

Atemgeräusche beim Schwein.

Ein 14 Wochen altes Schwein leidet stark unter röchelnden Atemgeräuschen. Das Tier zeigt große Frechheit und erhält täglich viermal ein Gemisch von Futter- und Haferflocken. Die röchelnden Atemgeräusche zeigen sich beim gierigen Fressen und führen oft dazu, daß das Schwein plötzlich mit dem Fressen für kurze Zeit anhalten muß. Ich führe die krankhafte Erscheinung auf die allzu reichliche Fütterung zurück und habe daher in letzter Zeit weniger Futter verabreicht. Trotzdem bleibt das Röcheln beim Schwein nicht fort. Was kann ich dagegen tun? H. T. in C.

Antwort: Die röchelnden Atemgeräusche bei dem Schwein können bedingt sein durch Verengungen der Nasengänge, wie sie bei der Rachitis vorkommen. In rachitischen Erkrankungen neigen besonders schnellwüchsige Schweine, besonders wenn es bei der guten Fütterung, wie im vorliegenden Falle, verabsäumt wird, dem Tier in ausreichender Menge phosphorsauren Kalk zuzuführen. Es empfiehlt sich daher, bei reichlichem Licht und mäßiger Bewegung ein kalkreiches, vor allem ein phosphorreiches Futter, eventuell Knochenmehl, zu verabreichen. Man gebe ferner phos-

phorsauren Kalk, Kalziumkarbonat und Kalziumchlorid am besten kombiniert. Besonders Lebertran ist ein sehr gutes Heilmittel. Von fertigen Präparaten kann der Vitakalk empfohlen werden. Neben dem üblichen Futter, das in der Menge zu verringern ist, ist dem Tier täglich 5 bis 15 g phosphorsauren Kalk zu geben. Gleichzeitig ist für einen hellen, hygienisch einwandfreien Stall zu sorgen und für viel Aufenthalt im Freien, am besten auf sonniger Weide. R.

Schäferhund hat Juckreiz.

Mein zweijähriger Schäferhund hat Juckreiz in den Ohren. Er schüttelt mit dem Kopf und hält beim Laufen den Kopf schief. Beim Drücken auf den Ohrgrund hört man ein quatschendes Geräusch. Was kann ich dagegen tun? S. in L.

Antwort: Spülen Sie das Ohr zunächst mit lauwarmem, gut durchgeseihtem Kamillentee aus. Zurückbleibende Reste der Flüssigkeit sind mit einem Mullbäuschchen, das Sie an einem Stäbchen befestigt haben, aufzusaugen, dann schütten Sie täglich einige Tropfen Algotyl oder Rhynotilin ins Ohr. Bet.

Anlage einer Jauchegrube.

Ich habe die Absicht, einen Stall zu errichten. Wo wird am zweckmäßigsten die Jauchegrube angelegt? Eignet sich die Anlage unter dem Stallfußboden, oder ist es ratsamer, einen Platz für die Jauchegrube vor dem Gebäude zu wählen? Sch. 3. in R.

Antwort: Es wird sich, wenn nicht gewichtige Gründe dagegen sprechen, wohl immer empfehlen, die Jauchegrube aus dem Viehhaus herauszuliegen. Das Entleeren der Grube ist einfacher, der Preis der Grube kaum höher. Jede Grube läßt Jauchegeruch entströmen. Es ist nicht gut, wenn der Geruch im Stall vorhanden ist. Sofern ein Weg am Stall vorbeiführt, wird die Grube zweckmäßig 4 bis 5 m von der Stallwand abgelegt, damit der Weg erhalten bleibt und ein Fahren über die Grube vermieden wird. R.

Johannisbeeren sind mit Blattläusen befallen.

Ich habe in meinem Garten starke Johannisbeerbüsche, welche jetzt acht Jahre stehen und bis zum vergangenen Jahre sehr gut Früchte getragen haben. In diesem Jahre war die Blüte ebenfalls sehr reichlich. In kürzester Zeit verfärbten sich an einigen Sträuchern die Blätter alle, die Blüten fielen ab, so daß ich an diesen Büschen auch nicht eine Beere geerntet habe. An zwei Büschen verfärbten sich nur wenige Blätter, und eine größere Menge Trauben reiften. Jedenfalls ist die Anlage von einem Pilz befallen. Zur Beurteilung habe ich einige Blätter eingefandt. Die Düngung bestand alljährlich aus Abort und Kunstdünger (Mischung). Ich bitte um Angabe der Art des Schädling und welche Bekämpfungsmittel anzuwenden sind. H. in C.

Antwort: An den eingefandten Blättern der Johannisbeere war — nach genauester Untersuchung — keine Pilzkrankheit festzustellen. Die Blätter zeigten lediglich, daß sie in stärkerem Maße von Blattläusen befallen gewesen waren, worauf auch die Verfärbung zurückzuführen ist. Die Blattläuse sind in diesem Jahre vielerorts erheblich aufgetreten. Zu ihrer Bekämpfung ist es angebracht, die Sträucher im Winter bzw. im Frühjahr vor dem Austrieb mit Obstbaumkarbolinum abzusprühen. Dadurch werden die Wintererier der Läuse ab-

getötet. Sollten sich im Frühjahr wiederum Läuse zeigen, so müssen die Sträucher noch mit einem nikotinhaltigen Mittel abgespritzt werden. Blattläuse schädigen aber wohl sehr selten so stark, daß der Ansaß ganz zum Abfallen kommt. Vielleicht ist daran außerdem ein Frost, der in diesem Jahre mancherorts die Blüten getroffen hat, schuld, wobei es möglich ist, daß etliche Sträucher nicht ganz zur gleichen Zeit aufgeblüht waren. Schfd.

Winterspinat.

Im Herbst möchte ich auf mittlerem Boden Winterspinat säen. Wieviel Samen wird je Morgen benötigt? Wann ist die günstigste Zeit für die Aussaat? Welche Sorten sind zu empfehlen? Als Vorrucht hat Weizen auf der Fläche gestanden. Muß vor der Saat noch mals gedüngt und nach der Saat gewalzt werden? Wie kann ich die Saat im Winter vor dem Ausfrieren schützen? Mit welchem Dünger kann im Frühjahr nochmals gedüngt werden? D. W. in T.

Antwort: Winterspinat kann im Herbst bis Ende September gesät werden, doch ist da der letzte Termin. Bei späterer Saat sind die Pflänzchen oft noch zu jung, um den ersten Frösten zu widerstehen. Für einen Morgen Land (2500 qm) braucht man 8 bis 10 kg Samen, der, um eine Bodenbearbeitung zu zulassen, am besten in Reihen gesät (gedrillt) wird. Auf unkrautfreiem Boden ist Breitflaum möglich. Ein Walzen des Landes wird nicht notwendig sein, doch hängt die Bodenbearbeitung natürlich von der Beschaffenheit des Bodens ab, über die in der Frage keine Angaben gemacht sind. Gut ist ein Abdecken der Winterfaat mit Reisig oder ähnlichem, wodurch ein häufig wechselndes Auftauen und Einfrieren im Laufe des Winters verhütet wird. Der Boden muß im Frühjahr vor der Saat gut mit Stallmist gedüngt sein, gegen die Frühjahr vor der Ernte ist eine Kopfdüngung mit einem stickstoffhaltigen Düngemittel an Platze, damit ein kräftiges Wachstum einsetzt. Gute Sorten für die Ueberwinterung sind „Eckimo“, „Gaudry“, auch Viktoria Riesen. Wenn diese Sorten in einem örtlichen Samen-geschäft nicht zu erhalten sind, können sie von einer der bekannten Queblinburger oder Erfurter Samenfirmen bezogen werden. Schfd.

Evonymusmehltau.

Ich bitte um Mitteilung und um Angabe der Bekämpfung der Krankheit, die sich an eingefandten Blättern zeigt. Von diesen Blättern habe ich sechs Stück, die 1 bis 1 1/2 cm hoch sind. F. B. in G.

Antwort: Die eingefandte Triebspitze war in starkem Maße von dem Evonymusmehltau befallen, einer Pilzkrankheit, die fast ausschließlich diese eine Pflanzenart befallt. Die Krankheit ist in Deutschland seit etwa zwanzig Jahren bekannt, hat sich aber ziemlich weit verbreitet und schädigt bei stärkerem Auftreten die Pflanzen beträchtlich. Die Bekämpfung ist nicht einfach. Man schneidet am besten alle stärker befallenen Triebspitzen ganz ab und spritzt danach die Pflanzen mit einem schwefelhaltigen Mittel wie Schwefelkalkbrühe (1:40) oder einem ähnlichen Spritzmittel, wie es in Drogerien zu haben ist. Dazu benötigt man eine fein zerstäubende Blumenspritze. Diese Spritzung ist aber im Frühjahr und Sommer etwa alle vierzehn Tage zu wiederholen. Dadurch wird die Krankheit stark zurückgehalten und auch ganz beseitigt. Schfd.

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da Abdruck aller Antworten räumlich unmöglich ist. Jede Anfrage muß genaue Anschrift des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden nicht beantwortet. Jeder Frage sind als Portofreie 50 Pf. beizufügen. Anfragen ohne Porto werden nicht beantwortet. Nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen werden behandelt. In Rechtsfragen oder in Angelegenheiten, die sich nicht dem Rahmen dieser Beilage anpassen, wird keine Auskunft erteilt. Alle Rat schläge geschehen ohne jede Verantwortlichkeit.

Alle Zusendungen an die Schriftleitung, auch Anfragen, sind zu richten an den Verleger A. Neumann, Neudamm (See. No.)

Frohe Jugend

Nr. 37

Beilage zur „Weißeritz-Zeitung“

1935

Eine Erzählung von Hanna und einem Wellensittich.

Hanna war selig; besaß sie doch wieder ein Vögelchen! Wie traurig war sie über den Tod ihres Kanarienvogels gewesen, und nun war ganz unerwartet schnell ein entzückender, kleiner Wellensittich in Hänschens Bauer eingezogen.

Und das war so gekommen: Als sie mit den Eltern am Sonntag beim Nachmittagskaffee saß, war plötzlich durch das offene Fenster ein Vögelchen hereingeflogen, hatte sich auf ihre Schulter gesetzt, war lustig von einem Gegenstand zum andern geschwirrt, um sich dann zutraulich auf der Mutter ausgestreckten Finger niederzulassen. Doch bei dem leisesten Versuch, es festzuhalten, war es Pfeilschnell ent schlüpft, bis der Vater ein Tuch über es warf

und es dann behutsam in das herbeigeholte Vogelbauer tat.

„Oh, nun habe ich wieder ein Vögelchen,“ hatte Hanna gejubelt.

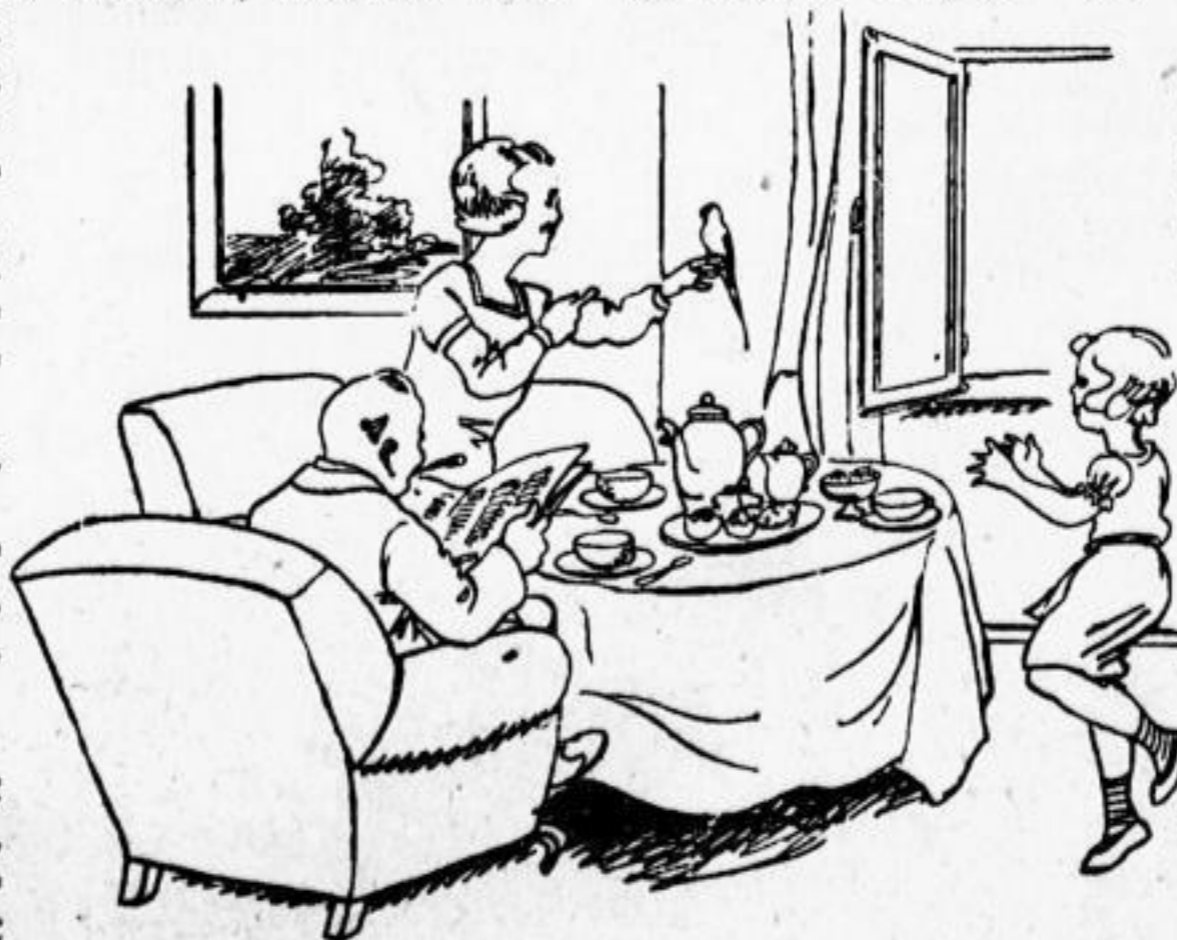
„Wir behalten es doch, nicht wahr, Mutti?“

„Gewiß, so lange wir nicht wissen, wem es gehört,“ war

die Antwort. „Es ist immerhin möglich, daß sein Verlust in der Zeitung angezeigt wird, und dann müssen wir es dem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben.“

Seitdem waren einige Tage vergangen, und Hanna hatte jeden Morgen erleichtert aufgeatmet, wenn die Zeitung nichts von dem kleinen Ausreißer meldete. Nun betrachtete sie ihn schon als ihr Eigentum, hatte ihm den Namen Sidi gegeben und freute sich, wie schnell er bei dem Klang dieses Namens herbeigehüpft kam und ihr die vorgehaltenen Hirsekörnchen vom Finger pickte. Wie staunte sie aber erst, als er sie eines Morgens mit einem deutlich vernehmbaren „Guten Morgen!“ begrüßte! Hatte sie doch gar nicht gewußt, daß ein kleiner

Wellensittich auch sprechen lernen kann. Jede freie Minute brachte sie bei ihrem Vögelchen, und nach Schluß strebte sie so eilig nach Hause, daß ihre beste Freundin Beni schmolzend meinte, Hanna schein lieber mit ihrem Vogel,





„Sieber, kleiner Sidi,“ dachte Hanna, „nun muß ich dich doch wieder fortgeben.“ — Aber mußte sie denn? Es wußte ja keiner, daß Gretes Vögelchen gerade in ihr Haus geflogen war, und sie brauchte den Eltern ja nicht zu sagen, daß sie nun erfahren hatte, wem es gehörte. Immer langsamer und zögernder wurde ihr Schritt, und als sie daheim angelangt, vor Sidis Bauer stand und sich an der Zutraulichkeit ihres Lieblings erfreute, da dünkte es ihr unmöglich, sich von diesem süßen Geschöpf zu trennen.

Als sie abends in ihrem Bett lag, konnte sie, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, lange nicht einschlafen. Schon am Tage hatte sie so eine innere Unruhe gespürt, die sie zu keiner rechten Freude hatte kommen lassen. Sie kannte dieses Gefühl aus früherer Zeit; es hatte sich stets eingestellt, wenn sie durch Trotz oder Ungehorsam der Mutter weh getan, und war erst gewichen, wenn sie ihr Unrecht gut gemacht und von der Mutter Verzeihung erhalten hatte.

Und heute? Hanna wußte plötzlich, was ihr dieses Unbehagen verursachte. „Sidi,“ flüsterte sie vor sich hin. Ja, es war nicht recht von ihr, daß sie das Vögelchen behalten wollte. Sie, die gesunde Hanna, konnte umherspringen und sich an so vielem erfreuen, während die arme Grete still liegen und nun noch ihre einzige Zerstreuung, ihren Vogel, entbehren mußte. Wie würde sie sich freuen, wenn sie den klugen, lustiger

als mit ihr zusammen zu sein. Das wollte nun Hanna freilich nicht wahr haben, aber als sie sich von Leni verabschiedete, hatte sie es doch wieder recht eilig. Dicht vor ihr gingen zwei Schülerinnen aus einer höheren Klasse, die sich lebhaft miteinander unterhielten. Plötzlich horchte Hanna auf. Hatte da nicht eine von ihnen den Namen „Sidi“ genannt?

„Du kannst dir denken,“ hörte sie nun dieselbe Sprecherin sagen, „wie traurig die arme Grete darüber war. Der kleine Vogel hatte ihr doch so nett die Zeit vertrieben, und seine Sprechversuche hatten ihr so viel Spaß gemacht.“

„Warum hat sie denn keine Anzeige in die Zeitung gesetzt?“ fragte eine andere.

„Ach, ihre Mutter sagte, wem solch ein niedlicher Vogel zugeflogen käme, der würde ihn schon behalten, und selbst wenn ihn jemand wiederbrächte, würde sicher Finderlohn verlangt werden, und dafür hätten sie kein Geld. Seitdem Gretes Vater so plötzlich gestorben ist, müssen sie ja sehr sparen.“

Mit angehaltenem Atem hatte Hanna dem Gespräch gelauscht; bald war es für sie kein Zweifel mehr, daß es sich um ihren kleinen Sidi handelte. Nun erinnerte sie sich auch, daß eine Schülerin vor einigen Wochen auf der Treppe ausgeglitten war und sich beim Fall das Bein gebrochen hatte; sie mußte wohl noch im Gipsverband liegen, die Arme! Da hatte sie gewiß an dem kleinen Wellensittich einen fröhlichen Gesellschafter gehabt.



Sidi
ter S
mit
gute
über
mit
Elte
Voge
tert
A
Sch
nen,
Gret
spro
ten,
dere
nun
Sau
te
ras
den
der
San
te
W
lag,
war
Wel
gefu
ihre
eine
hatt
traf
mit
star
Gre
hör
Vö
die
sch
ber
daß
geh
wa
na
me
vbr
nid
wo
sag
ih
nu
ant

will,
fund.
man
n er-
stellt.
altig.
den
stigen
den
slauj,
den

e Le-
örper
Blut
lt es
des
n be-

schaft
häfts-
aus,
npro-
r zu-

hland
e der
n das
ungen
reich

nt

esch.)

W

) un-
e Be-
stem.
(16.75)

594

rdig

ni. Durch-
Laborat.
Betr. 121

se!

stille
an el-
deres.
spekt

abrik
41

Beilage.
nenden
ich für
Sonn-
str. 80.

Sidi wiederbekäme! Es war kein leichter Kampf, den Hanna nun in der Stille mit sich kämpfte, aber endlich siegten ihr gutes Herz und ihr Gerechtigkeitsgefühl über alle selbstsüchtigen Wünsche, und mit dem festen Vorsatz, morgen den Eltern alles zu erzählen und Grete den Vogel wiederzubringen, schloß sie erleichtert die Augen und war bald eingeschlafen.

Am andern Tage fragte Hanna die Schülerinnen, die von Grete gesprochen hatten, nach deren Wohnung. Das Haus grenzte zu ihrer Überraschung an den Garten, der hinter Hannas elterlicher Wohnung lag, und nun war es ihr auch erklärlich, wie der kleine Wellensittich den Weg in ihr Zimmer gefunden hatte.

„Du willst wohl Grete auch heut' zu ihrem Geburtstage gratulieren?“ hatte eines der Mädchen gefragt, und Hanna hatte schnell und freudig genickt. Das traf sich ja fein. Als sie dann am Nachmittag mit Sidi im Bauer vor Grete stand und die freudige Überraschung auf Gretes Gesicht sah und den Jubelruf hörte, mit dem sie ihr wiedergefundenes Vöglein begrüßte, da schluckte sie tapfer die Tränen herunter, die ihr beim Abschied von Sidi aufsteigen wollten. Eifrig berichtete sie, wodurch sie erfahren hatte, daß der niedliche Wellensittich Grete gehöre, und wie merkwürdig es doch wäre, daß sie ihn auch gleich „Sidi“ genannt hätte. Grete aber, die wohl merkte, wie schwer es Hanna wurde, sich von Sidi zu trennen, fragte sie, ob sie nicht öfter einmal herüberkommen wollte, um Sidi wiederzusehen. Freudig sagte Hanna zu, und leicht und froh war ihr ums Herz, als sie später mit dem nun leeren Vogelbauer den Heimweg antrat.

Liane Holla.

Aus dem Leben eines großen Mannes.

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große äußerst schlagfertig sein konnte und mit seiner Meinung nicht zurückhielt, ganz besonders solchen Menschen gegenüber, die glaubten, durch Rang und Stellung oder durch ihre Abstammung aus hohem Hause etwas Beson-

deres zu sein. Einige Beispiele mögen hier folgen:

Als ein notorischer Schwachkopf ihm von dem Großkanzler von Fuchs, wohl infolge von Familienbeziehungen zum Hofrat vorge-

schlagen wurde,

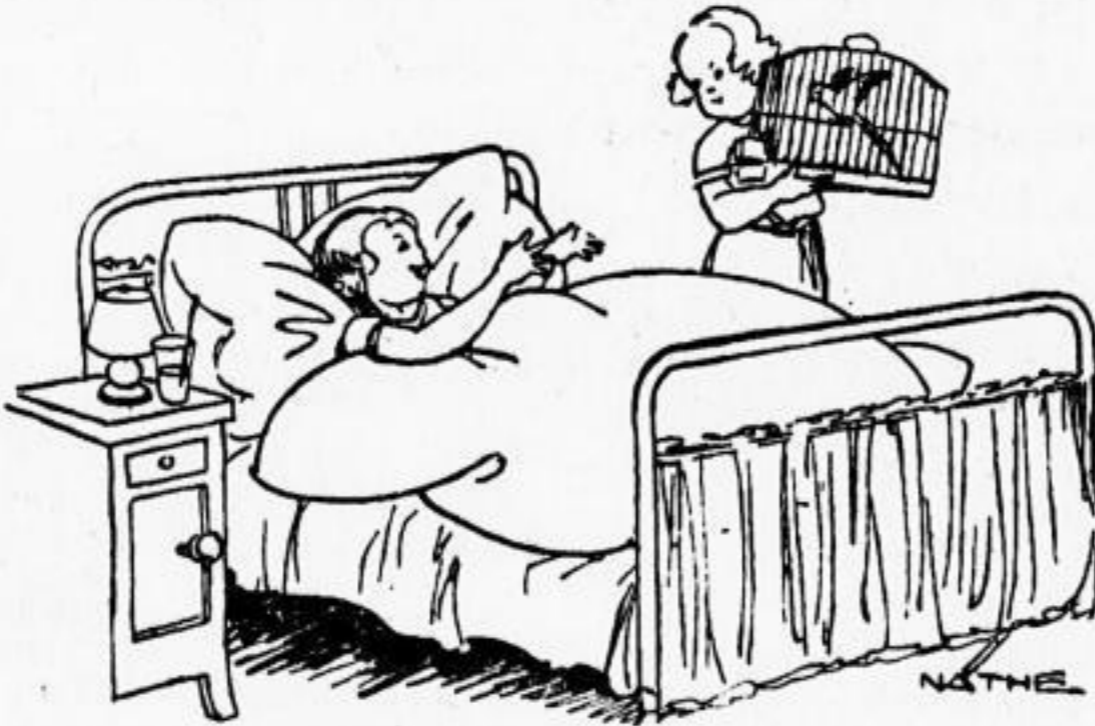
schrie er auf den Stand der Eingabe: „Ich will ihn wohl zum Hofrat machen, jedoch mit der Bedingung, daß er niemals etwas zu raten hat.“

Und als ein Professor Wagner 1768 in das damalige Ausland berufen wurde und seine Entlassung aus dem preussischen Staatsdienst erbat, schrieb der König gleichfalls auf die betreffende Eingabe: „Wann er dort mehr kriegt und daß er kein extraordinärer Kop ist, guth.“

Ungefähr um dieselbe Zeit suchte eine vornehme Dame ihre Aufnahme in das Marienstift zu Königsberg nach, wurde aber dort abgewiesen, da sämtliche Stiftsstellen besetzt waren. Empört darüber wandte sie sich an den König und bat ihn, ihre Aufnahme zu befehlen, bekam aber ihr Gesuch mit der Nachschrift zurück: „So diene ihr Solches zur Antwort dan ich kan die Leute nicht Todt Schlagen.“

Die wahre Tugend ist,
Daß jeder jede Frist
Das tüchtig tut,
Wozu er taugt und nützig ist.

Rüdert.



NATHE

Eine hübsche Spielerei



zeigt unser Bild, nämlich: Einen Teller mit einem Radieschen zu heben. Viele von euch werden das Kunststückchen kennen, mit einem Stücklein Leder, dem sogenannten Klebleder, einen Pflasterstein in die Höhe zu ziehen. Man nimmt ein rundes Stückchen Leder, durchbohrt es in seinem Mittelpunkt und zieht durch das Loch einen Bindfaden, in dessen unteres Ende man einen Knoten geschlungen hat. Knoten und Loch müssen sich genau decken. Feuchtet man das Leder gut an, bringt es auf den Stein und drückt es mit dem Fuß fest gegen diesen, und zwar so, daß möglichst alle Luft zwischen Leder und Stein entweicht, so haftet infolge des Luftdrucks ersteres so fest an dem letzteren, daß bei senkrechtem Anziehen der Schnur der Stein mit dem Leder in die Höhe gehoben wird. Der Stein darf schon recht schwer sein, das heißt, wenn das ausführende Kind stark genug ist.

Dasselbe Kunststück kann man, wie gesagt, mit einem kleinen Rettich und einem Teller anstellen. Man schneide das Radieschen durch und höhle das in das Wurzelende auslaufende Stück leicht aus. Man drücke dieses nunmehr einen Saugnapf darstellende Ende gegen die Tellerfläche und reibe es auf dieser fest (ein vorheriges Anfeuchten ist wegen des in dem Radieschen enthaltenen Saftes nicht nötig). Radieschen und Teller haften nunmehr fest aneinander, daß, wenn man das Radieschen am Wurzelende senkrecht in die Höhe hebt, der Teller mitgehoben wird, gerade so, als ob das Radieschen an ihm angeleimt sei. — Wenn euch aber das Kunststückchen gelungen ist, so steckt das würzige rote Ding in den Mund und laßt es euch gut schmecken!

RÄTSELECKE

Silbenrätsel.

a — a — as — be — bend — ce — ci
 dau — de — de — e — ei — ei — em
 eu — gel — hei — hein — i — il — koh
 kraut — le — le — ler — li — ma — men
 na — nek — no — pa — pel — reth — rich
 rie — ro — ro — sat — se — sen — tar
 te — tel — ter — wel — wim — win — za

Aus vorstehenden 49 Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und 3. Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die einzelnen Wörter bedeuten: 1. Jahreszeit; 2. Reitabschnitt; 3. Reitgerät; 4. Prophet; 5. Stacheltier; 6. biblische Stadt; 7. Knabenname; 8. Abschiedswort; 9. Baum; 10. Brennstoff; 11. römischer Staatsmann; 12. Pflanze; 13. Metall; 14. Geldschein; 15. Flagge; 16. Mädchenname; 17. Märchengestalt; 18. Finger; 19. Erdteil; 20. Götterspeise; 21. Meeresbewegung; 22. Nebenfluß der Donau. (ae = ä, ue = ü.)

Besuchskartenrätsel.

Irene Ucha

Wo wohnt die Dame?

Rätselhafte Inschrift.



Die Anfangsbuchstaben der abgebildeten Wörter ergeben, nach einer bestimmten Reihenfolge gelesen, einen Sinnspruch. (W = 1 Buchstabe).

Rätsellösungen.

Silbenrätsel: Wales, Ingo, Edmund, Delphi, Invalide, Elbe, Sommer, Algerien, Anhalt, Tulpe. Wie die Saat, so die Ernte. Zahlenrätsel: Bildhauer, Mer, Ven, Duell, Hilde, Kal, Uri, Eid, Reh. — Wechselrätsel: Weide, Seide. Rätselhafte Inschrift: Das Wort ist nichts, die Tat ist alles. Es werden stets zwei Felder übersprungen.